

Das Menschenbild bei Gotthelf

Autor(en): **Marti, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde**

Band (Jahr): **14 (1952)**

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-242409>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DAS MENSCHENBILD BEI GOTTHELF

Von Pfarrer Paul Marti, Bolligen

I.

Kalvin beginnt seine «Institutio» mit folgender Feststellung:

«Beinahe der ganze Umfang unserer Weisheit, insofern sie überhaupt wahre und gediegene Weisheit zu heißen verdient, besteht aus zwei Stücken: Der Erkenntnis Gottes und der Selbsterkenntnis. Da sie miteinander durch viele Bande verschlungen sind, ist im Übrigen nicht leicht zu entscheiden, welche von beiden der andern vorangeht und die andere aus sich herausstellt. Eins weist auf das andere.»

Aber dann führt Calvin aus, daß Gotteserkenntnis erst den Maßstab zur Beurteilung des Menschen gibt. Das führt ihn zum Schlusse:

«Wenn also auch Gottes- und Selbsterkenntnis gegenseitig verflochten sind, so fordert doch die richtige Ordnung (*ordo recte docendi*), daß wir zuerst von jener (d. h. der Gotteserkenntnis) handeln, um dann zur Darstellung der Selbsterkenntnis überzugehen (*descendamus*).»

Es soll hier von der Anthropologie, nicht von der Gotteslehre Gotthelfs die Rede sein. So scheint es sich zu erübrigen, vorgängig zu fragen, welche von beiden ihm vorangeht.

Aber es ist klar, daß mit diesen beiden Gedankenkreisen Wesentliches vom Gedankengehalt Gotthelfs erfaßt wird. Er hat einmal die Bemerkung Reithards als «unartig und ungerecht» zurückgewiesen, Jeremias Gotthelf und Albert Bitzius seien nicht die Gleichen (Briefe IV, 9.) * Gewiß hätte er noch empfindlicher protestiert, wenn Reithard versucht hätte, den Schriftsteller gegen den Theologen auszuspielen. Andere, namentlich Gottfried Keller, haben das getan. Er hat darauf mit unverkennbarer Ironie geantwortet, er strebe nicht nach dichterischen Lorbeeren; im Blick aber auf seine erzieherischen, immer religiös begründeten Anliegen wiederholte er stets bestimmt und scharf, gelegentlich mit dem zornigen Pathos des Propheten, er werde dem ihm aufgetragenen Amte treu bleiben bis zuletzt.

Doch scheinen Gründe vorzuliegen, ganz besonders nach seinem Menschenbilde zu fragen. Er ist ein großer Kenner des Menschenherzens. Dessen war er sich auch bewußt. Eine Stelle aus dem Briefe vom März 1817 mutet an

* Zitate nach der Ausgabe von Hunziker und Bloesch (Vgl. E. Rentsch).

wie ein Programm seines künftigen Werkes; der damals 19jährige Student schrieb, er wolle «die Menschen studieren, welche man durch und durch begreifen und durchschauen muß, um mit Glück ihr Bestes zu befördern».

Aber da fällt wenige Zeilen später auch das Wort: «Bildung der Menschen in der mir anvertrauten Gemeinde wird meine erste und einzige Pflicht sein». So ist dem Jüngling schon dieses Eine klar: Seine Menschenkenntnis wird in den Dienst der Menschenbildung gestellt. Sie zu befördern ist sein höchstes Ziel. Dazu befähigte ihn aber gerade seine theologische Vertiefung. Im Jahre 1840, d. h. in der schriftstellerischen Frühzeit schrieb er an Burkhalter:

«Nun will ich Ihnen gerne gestehen, daß auch ich religiöser geworden bin, d. h. ich beziehe weit Mehreres auf Gott, erkläre weit öfter im Sichtbaren das Unsichtbare, betrachte mein jetziges Sein im Zusammenhang mit dem Zukünftigen.»

Schwerlich wird man in den 18 Jahren, da sein Werk entstand, in der Weise eine Entwicklung konstatieren können, daß der Zusammenhang zwischen dem anthropologischen und theologischen Gedankenkreise je länger desto stärker hervortrete. Gotthelf macht freilich Wandlungen durch, aber in diesem wesentlichen Punkte bleibt er in all seinen Werken derselbe reformierte Christ, derselbe Bernerpfarrer.

Darum entspricht es der Sache selber, wenn z. B. Kurt Guggisberg in seinem Gotthelfbuch von Gotthelfs Anschauungen als von etwas Einheitlichem und Ganzem redet. Wenn sich dabei Unklarheiten und Widersprüche ergeben, so ziehen sie sich durch das ganze Werk. Anders war's bei Pestalozzi, bei Keller, Spitteler.

Natürlich konstatieren wir in diesen 18 Jahren auch Entwicklungen. Doch handelt es sich weniger um den Gesamtgehalt und um einen Wandel der grundlegenden Anschauungen über Gott und Mensch, als vielmehr um ein stürmisches Reifen zur Meisterschaft des handwerklichen Könnens; aber dann namentlich um ein immer entschlosseneres Einstehen in die Front gegen den Radikalismus, wozu er sich durch die vaterländische Entwicklung während der Vierziger-Jahre gedrängt sah.

Es ist zunächst verständlich, wenn Gotthelf durch Freunde, besonders durch seinen Vetter Carl Bitzios beschworen wurde, seine Stellung als Pfarrer nicht zu vergessen und sie nicht durch seine Schriftstellerei aufs Spiel zu setzen. Im Grunde aber ist es doch paradox; er selber mußte das als Mißverständnis betrachten. Als dichterischer Schöpfer von Menschenbildern, in der Wertung und in seiner Ansicht über die Bestimmung des Menschen war er immer reformierter Theologe. Das Christliche gab ihm den Maßstab für die Beurteilung des Menschlichen.

Wir müssen uns hier mit einem einzigen Selbstzeugnis begnügen, das er auf der Höhe seines Schaffens als Generalreferent der bernischen Kirchensynode (1845) abgelegt hat. Da wehrt er sich mit der ihm eigenen Leidenschaft dagegen, daß man «den christlichen Maßstab aus der öffentlichen

Meinung verschwinden lasse, die Menschen beurteile nach ihren Talenten-ihrem Wissen, ihrem praktischen Geschick». Spezifisch reformiertes Ethos schleudert den Vorwurf in die Gegenwart, daß «man sich über jede Lasterhaftigkeit hinwegsetze, wenn sie nur nicht zu grell in die Augen trete». Die «Akkomodation mit der Sünde» erscheint ihm als «die eigentliche Feigheit, sich zum Christlichen zu bekennen».

Namentlich in seinen beiden vorwiegenden Interessenssphären der Schule und des Armenwesens ist dieses Christliche reformierter Prägung auffällig. Es setzt die Ziele, es bestimmt die Methoden, es ist die Quelle für sein nicht erlahmendes erzieherisches Pathos.

Natürlich ist er auch als Theologe, als Pfarrer, als Christ seiner Zeit verhaftet. Dabei verfolgt er im wesentlichen einen Weg, den einer der Besten gewiesen hat, Pestalozzi. Nicht allein im «Schulmeister» und in der «Armennot», die beide zu Beginn seiner schriftstellerischen Tätigkeit entstanden, geht Gotthelf bewußt in den Fußstapfen Pestalozzis; im «Wort zur Pestalozzifeier» vom Jahre 1846 erinnert er gegenüber der einreissenden Eigenherrlichkeit der Schule daran, daß das Haus die eigentliche Stätte der Erziehung des Menschen ist, und er beweist damit, daß er über aller intensiven Beteiligung am Ausbau der Volksschule das umfassende Anliegen der Erziehung bei Pestalozzi nicht aus dem Auge verloren hat.

Auch Pestalozzi stellte seine dichterische Begabung in den Dienst der Menschenerziehung. Gotthelfs dichterische Kraft ist weit größer, elementarer. Sie wird immer auch gleichsam selbsttätig, selbständig. Und doch bricht in der Lust, zu fabulieren und darzustellen stets wieder der christlich-erzieherische Wille hervor. Das gibt dem Werke Gotthelfs jenen eigentümlichen Charakter, der beständig fesselt durch dichterische Kraft, aber zugleich lehrhaft unterhält, prophetisch erschüttert, durch Polemik ebenso zum Widerspruch reizt, als interessiert, gelegentlich sogar durch Gehässigkeit unwillig macht.

Dabei hat es Gotthelf gar nicht nötig, daß man ihn verabsolutiert, so wenig als er es nötig gehabt hätte, daß man ihn purifizierte.

Aber Stücke wie die beiden Kalenderbeiträge über «Benz am heiligen Weihnachtsabend», die — wie so vieles andere — zunächst einfach abstoßen durch die realistische Darstellung von rohester und entsetzlich einförmiger Verkommenheit, werden nur verständlich und können erst gewürdigt werden, wenn wir uns, anders als die wohlmeinenden Freunde und Mahner des Dichters, vergegenwärtigen, daß er gerade auch hier — der Pfarrer ist, dem es um Menschenbildung zu tun ist.

Unserer Zeit blieb es vorbehalten, ihn nicht nur zu purifizieren, sondern sogar systematisch auszuweiden und auszuschlachten.

Doch wir beschäftigen uns mit dem Original, das einen Gottfried Keller zwiespältig mit Bewunderung und Ärger erfüllte und von dem auch seither kaum Einheitliches in Kürze gesagt werden kann, das jedermann befriedigt.

Muschg zitiert den geistreichen Ausspruch, Gotthelf sei eigentlich kein Dichter, aber er habe das Zeug für zehn.

Ja, was ist er denn? Wir führen damit nicht geschwätzig von unserem Thema ab. Wir decken damit nur die Schwierigkeit auf, die sich unserm Vorhaben zeigt. — Aber im Grunde handelt es sich auch nicht einmal um eine Schwierigkeit, sondern um die auffällige Eigenart.

Denn Gotthelf stellt nicht nur Menschen dar, sondern er verfolgt bei der höchsten Kunst der Darstellung, damit unlöslich verbunden, bestimmte Zwecke, die manche als dem Wesen der Dichtung fremd empfinden. Mörke, mehr Dichter als Pfarrer, hat auf die Kritik des Herrn Dr. B. hin, der an seinen «hübschen Sachen» die Tendenz vermißte, bereitwillig einen Knopf in sein Sacktuch gemacht. Gotthelf dagegen strotzt von Tendenzen in seiner Menschendarstellung. Immer neu gesteht er, daß er nicht um den Lorbeer des Dichters ringe, sondern daß er aus Sorge um sein Volk, aus Verantwortung für die Armen und Geringen, aus christlicher Liebe zu den Gefährdeten und Gedrückten, zu den vom «Zeitgeist» und «Geldgeist» Verführten zur Feder greife. — Natürlich steckt noch ein anderes Müßen und Können hinter der erstaunlichen schöpferischen Kraft dieses eigenartigen Berners. Aber es wäre doch Vorwitz und unangebrachter Tiefsinn, wenn wir das unterschlagen, ihm das nicht glauben wollten, was er beständig selber versichert. Zudem überrascht er gelegentlich mit so erstaunlich tiefblickenden Selbstzeugnissen über den Zusammenhang zwischen Werk und Autor, daß wir zur Vorsicht gemahnt werden, wenn wir etwa meinen, ihn besser zu verstehen, als er sich selber verstanden hat.

Da schreibt er z. B. während der Fertigstellung des «Schulmeisters» an seinen Vetter Carl Bitzios (16. 12. 38): «Sieh, erst jetzt fällt mir so recht auf: Beide, Jeremias und Käser sind unterdrückte Naturen; der eine schlägt sich frei, der andere kann nicht. Und dieser Zug, die Helden auf diese Weise zu zeichnen, bezeichnet mehr oder weniger die innere Lage des Schriftstellers.»

Freilich! Das ist nicht der einzige Gesichtspunkt, unter dem die Dinge zu betrachten sind. Zunächst will er ja in seinem «Bauernspiegel» der Umwelt den Spiegel vorhalten. Er will zeigen, wie die Menschen beschaffen sind, ohne Verbiegungen, ohne Schmeichelei und Schönfärberei. Für sein «Anne Bäbi» stehen ihm Akten von der bernischen Sanitätsdirektion zur Verfügung, und sein Freund Prof. Fueter berät ihn medizinisch. Joseph Äschbacher, der Schulmeister in Kappelen soll das Urbild für Peter Käser in Gytiwyl sein; und gelegentlich schreibt Gotthelf in einem Briefe, ein von ihm geschilderter unglaublicher Vorgang sei wirklich geschehen.

Aber grundsätzlich besagt das nicht mehr, als der Umstand, daß Wallenstein und Maria Stuart gelebt haben und Schiller den Stoff zu Tragödien lieferten.

Die Gestalten, die ein wirklicher Dichter wie Gotthelf schafft, haben immer

ihr eigenes Leben, und dieses Leben verleiht ihnen der Dichter aus seinem Reichtum heraus. Hamlet, Othello, Heinrich V. usw. sind Shakespearsche Gestalten; und was heute noch an Goetz von Berlichingen oder Egmont ergreift, das gab ihnen der junge Goethe aus seinem Eigensten.

Es sind mehrere 100 mehr oder weniger deutliche und faßbare Personen, die sich bei Gotthalf mit wenigen Ausnahmen auf dem Boden des grünen Emmentals oder in den Dörfern unterhalb Burgdorf bewegen. Es ist sozusagen eine zweite Gemeinde; der Schriftsteller schuf sie sich neben der damaligen Lützelflühergemeinde von gut dreieinhalbtausend Seelen, für die er sich als Pfarrer verantwortlich wußte. Natürlich sind es vorwiegend emmentalische und oberaargauische Typen. Dem aufmerksamen Leser entgeht es nicht, wie der urtümliche Küher, der Senn und Hirt im Hügelland und im Napfgebiet unterschieden ist vom Ackerbauer auf den Einzelhöfen oberhalb Burgdorf, und wie dieser stille, vorwiegend nach innen gewendete Emmentalerbauer sich abhebt vom derberen und in geschlosseneren Siedelungen wohnenden Bauern drunten in den Dörfern des Oberraargaus.

Der Durchschnitt ist überall in gleicher Weise unbändig, triebhaft, eigenwillig, eigensüchtig, knorzig. Doch im Allgemeinen würden sie sich miteinander recht ordentlich vertragen, besser als die Gestalten der Großen, die ihr geistiger Vater gekannt hat: Scott, die deutschen Klassiker und Romantiker, auch Shakespeare.

Selten erhebt sie ein übermächtiges Geschehen über sich hinaus, wie Elsi, die seltsame Magd in den Märztagen 1798 die Scham über ihres Vaters Schuld und ihren mädchenhaften Stolz überwindet und unter den mörderischen Hieben französischer Soldaten die zurückgehaltene Liebe zu Christen bekennt. — In denselben Monaten des Übergangs bleibt Hänsel, der mit einer Wagenladung von Franzosen den Leuen hinunter gegen das Sommerhaus bei Burgdorf rast, der trotzige, verwegene, wenn einmal gereizt, tollkühne Karrierer; und Ludi, der dem Wirt behülflich ist, die unverschämten Welschen aus dem Sommerhaus hinauszuerwerfen, läßt sich ebensowenig von der Weltgeschichte imponieren. — Aber auch Bürger Hansjoggi, der freilich etwas von Revolution und Staatsumwälzung gemerkt zu haben scheint, bleibt doch eben Hansjoggi, wenn er nichts anderes sinnt, als daß er bei der neuen Güterverteilung «minger als für zwo Chüeh u-n-e Füllimähre» nicht annehmen werde. (XVI, 95).

Außer in seinen geschichtlichen Novellen, vor allem in »Kurt von Koppigen«, in den «drei Brüdern», geschieht kein Mord; von seinen Hauptgestalten werden eigentliche Kapitalverbrechen, wie Brandstiftung und was sonst ins Schallenwerch führt und ohne das Bücherschreiber selten auskommen, kaum begangen. Es ist zwar düster und roh genug, was im Schachen und anderswo, in Pinten bei Schnapsgelagen und in Kiltnächten verübt wird, und selbst Uli führt eine Zeitlang ein richtiges Lumpenleben. Aber Brauch, Sitte, die gesellschaftliche Ordnung bilden doch im Ganzen einen festen Damm gegen die

Wildheit und Triebhaftigkeit; wie denn auch sonst nach einem Wort in «Geld und Geist» gottlob der Mensch nicht den hundersten Teil tut von dem, was im Herzen ihm aufsteigt» (VII, 140). Nach dem Tode seines Änneli packt den Mias eine maßlose Wut gegen die Herzlosigkeit, die ihm überall begegnet; er faßt den finsternen Vorsatz, Häuser anzuzünden, Jungfrauen zu vergewaltigen, ein Räuber- und Lasterleben zu führen, das nachträglich die erfahrene Mißhandlung rechtfertigt; doch bleibt es bei diesen Phantasien. In Wirklichkeit finden wir ihn zuletzt in einer kleinen Gemeinde als Schreiber, als einen reichlich unklaren Vorläufer für Volkshochschulbestrebungen — und manche heutigen Veranstaltungen liegen gewiß in der Richtung seiner verwegenen Träume. — Aus notvollen Erfahrungen heraus schreibt er seine Lebensgeschichte, um damit im weitesten Sinne pädagogisch zu wirken.

Aber wie soll man bei der Fülle von Gestalten, die alle ihr eigenes Schicksal und ihr eigenes Wasen haben, zum Menschenbild bei Gotthelf vordringen? Man steht doch immer in Gefahr, dem fesselnden Besondern zu folgen; es ist schwer, Allgemeines herauszuarbeiten, das die Gotthelfsche Gegenständlichkeit und die Einmaligkeit seiner Gestalten überwindet, hinter sich läßt. Zwar ergeht sich Gotthelf beständig in allerhand Betrachtungen allgemeiner Art. Aber die Seele des Menschen offenbart sich gerade bei ihm, wie bei jedem wirklichen Dichter, immer in Worten, die mit einer eigentümlichen konkreten Situation zusammenhängen; in Gebärden und Handlungen, die zur Fabel der Novelle oder des Romans gehören.

Vermutlich wird es immer langweilig herauskommen, wenn man versucht, bei Gotthelf Systematik zu treiben und durch Abstraktion eine Theorie über den Menschen zu gewinnen. Es gibt solche Versuche. Aber «vestigia terrent»! (Fußspuren erschrecken). Weit eher wird der philosophische oder theologische Anthropologe bei ihm haufenweise sogenannte «Beispiele» finden, mit denen er sein Menschenbild vergegenständlicht. Selbst der naturwissenschaftlich orientierte Psychologe und Psychiater wird versucht sein, beim Lesen des «Anne-Bäbi» das ihm heute zur Verfügung stehende diagnostische Rüstzeug anzuwenden und die Darstellung des Krankheitsverlaufes und der Gesundung dieser einfachen Frau als Meisterstück der psychologischen Beobachtung zu würdigen. Er wird hier die Bestätigung dafür finden, wie auch eine so einfach scheinende und eintönige Frau voll von Tiefen und Abgründen ist.

Aber versuchen wir nun, an diesen Gotthelfschen Menschen heranzukommen!

Ausnahmslos wird er mit festen und bezeichnenden Strichen in seine Umwelt hineingestellt. Die Landschaft, das Wetter, das Haus, in dem er wohnt, die Art, wie drum herum aufgeräumt ist, seine Arbeit, sehr oft die Tiere, mit denen er zu schaffen hat, Rosse, Kühe, Hunde, Hühner, Tauben, eine Katze, sogar ein Kanarienvögelchen spiegeln etwas wieder von dem Menschen, der uns nahegebracht werden soll.

Man greife etwa nach einem Novellenband, zufällig, und man wird das immer bestätigt finden.*

Stets neu aber führen die Wege durch wohlgepflegte Felder und Äcker, durch blühende oder fruchtbehangene Baumgärten zu Höfen, die glänzen von Reinlichkeit und Ordnung. Im Stand des Hauses spiegelt sich das Inwendige der Bewohner. Und umgekehrt kann Gotthelf sagen: «Es ist meist so, daß, wo der Bauer ein Raxer ist, da raxet und gyret alles; da raxet das Tennstor, die Wagenräder, die Stuben-, die Gänterlistüre, ja selbst der Hosensack.» (VII, 244).

Kaum einer braucht solche indirekten Mittel der Menschendarstellung häufiger und überzeugender, als Gotthelf.

Aber nun der Mensch selber, der sich in der Gestaltung und Ordnung seiner Umwelt, im Erleben seines Geschickes und im Werden seiner Seele offenbart!

Das erste ist natürlich seine äußere Erscheinung.

Von allen Schweizern ist wohl Gotthelf am meisten illustriert worden. Das

* «Hansjoggeli, der Erbvetter» beginnt mit dem Hereindämmern eines lieblichen Frühlingsabends, der frohen Heimkehr der Arbeiter von den Aeckern, dem Bild von den Kindern, die mit den Milchtöpfen den bekannten Ställen zueilen. Selbst der Hahn ruft mit königlicher Stimme seine Hennen ins Nachtquartier. «Einem Bach entlang kam ein alt, klein Männchen, auf dem Kopfe eine weiße, baumwollene Kappe, ein sogenannt Wasserschäufelchen auf der Achsel, kurze Hosen ohne Schnallen an den Beinen, von Halblein Rock und Hosen. Derselbe schritt gemächlich einem großen Hause zu, an welchem ein Schild baumelte». Es ist der Bären. Da tritt er ein in die große Stube, mit dem Wunsche «Guten Abend miteinander», und er setzt sich schweigend in die Ecke neben den warmen Ofen. Von der Wirtin wird er herzlich begrüßt, er nimmt aber nicht Anteil an dem Streit zwischen Bauern und Stadtmetzger — und dennoch steht er mit einem Male mitten drin in ihren Auseinandersetzungen.

Anders die kleinstädtische Novelle «der Notar in der Falle». «Kleine Städtchen sind in der Regel allerliebste. Gewöhnlich liegen sie an einem Bache, dem es so wohl im Städtchen ist, daß man nicht weiß, läuft er nach Westen oder Osten... Die Menschen drin sind allerliebste, nicht über eine Form geschliffen, sondern jeder trägt sein eigen Gepräge, allgemein ist bloß, daß die Mädchen zumeist zärtlich sind und guten Herzens, die jungen Herren aber hölzern und nicht fein gehobelt, haben aber auch schrecklich viel Liebe im Leibe, heiraten daher gewöhnlich sehr jung...» Dann ist die Rede von der wundervollen Lage des Städtleins, in dem die Geschichte passiert, von den Düngerhaufen, die manchem schönen Haus haben Platz machen müssen... «daneben der Natur frug man wenig nach, ausgenommen, wenn sie sich essen und trinken ließ oder sonst was eintrug. Ganz herrliche Spaziergänge fanden sich ums Städtchen, waren allerdings auch sehr gesucht und geschätzt». Hier lebt nun ein Mädchen namens Luise, hätte auch Lust gehabt zum Spaziergehen, aber es führte zu nichts.

Wie anders der Beginn der «Wege Gottes», eines düsteren Bildes menschlicher Selbstsucht.

«Ein grauer Himmel wölbt sich über die düstere Erde, auf einem schwarzen Acker sah man eine Reihe Menschen. Die einen schlugen die Erde um, die andern lasen am Boden etwas auf, hinter ihnen standen aufrecht, fast wie in Reih und Glied, eine ansehnliche Reihe Säcke. Bei Seite lag ein Dorf, in Bäumen wohl versteckt. Dorther kam ein Wagen, mit vier Rossen bespannt. Auf dem Sattelroß saß, denn der Weg war kotig, auf Weiberweise die Beine an einer Seite herunterhängend, ein untersetzter Mann mit breitem Gesicht, wiegte sich benaglich in des Rosses Bewegung und schmunzelte vergnüglich vor sich hin.» — Es ist Kartoffelernte im Mißjahr 1816 bei Schnitzfritz, dessen Acker gut getragen hat und dessen Gott das Geld ist. — Da er auf den Acker einlenkt, verändert ich sich sein Gesicht, sauer sieht er drein, weil sie nur 15 Säcke gefüllt haben.

ist nicht zufällig. Nicht bloß, weil Gotthelf es gelegentlich selber wünschte. Unter den vielen Zeichnern ist ein bedeutender Berner beteiligt, Albert Anker. Als ich einst mit Arnold Brügger in Meiringen Ankers Illustrationen in der Zahnschen Ausgabe durchblättert, war er begeistert von mancher Gestalt, die in Ausdruck und Kraft an größte Meister des Stiftes und der Farbe erinnert, an Hals und Velasquez. Aber Anker gestand einmal dem Gotthelfforscher Eduard Bähler, daß er eigentlich wenig Freude an diesen Federzeichnungen habe. Warum? Weil der Dichter dem Zeichner so wenig überlasse; seine Gestalten seien so scharf gesehen, so sehr von Sonne umflutet, sie stünden so deutlich auf blühenden Löwenzahnmatten oder unter der Haustüre, daß der Künstler mit seinem Stifte fast notwendigerweise zurückbleiben müsse.

Noch weniger kann der Maler aber die Bewegung, die Gebärde, den Ablauf der Handlung darstellen. Auch sie offenbaren ein Inwendiges. «Es ist kurjos», heißt es im Anne-Bäbi, «wie oft man den Leuten es am Rücken ansieht, was sie im Herzen tragen» (V, 148). Aber so sieht man am apartigen Schlanggen seiner Kutte, daß Käser Schulmeister ist. Was Selbstbewußtsein ist und wie unbegründet es gelegentlich sein kann, wird durch die groteske Vorstellung deutlich, daß Goethe und der Drongrüttbauer einander am Tische gegenüber sitzen, nicht wissen, was sie mit einander reden können und dabei denken, der andere sei «nume ne Löhl»! Wie kann gerechter und vornehmer Zorn besser dargestellt werden, als durch Vreneli, das mit einem buchenen Scheit wie eine sieghafte Amazone vor dem Baumwollhändler steht und ihm heimzündet! Niemand kann sich dem Zauber jener Szene entziehen, da sich dasselbe Vreneli in der Morgenfrühe leise dem Uli nähert und ihm beim strömenden Brunnen den Brautkuß gibt. — Und wiederum jene Bilder von Meieli: Die erste Begegnung mit Jakobli und dessen Eltern auf dem Heimweg vom Solothurnermarkt, da es besorgt ist um den müden und recht ungezogenen Buben! Jede seiner Äusserungen und Bewegungen, bis zum Ausziehen des Schuhs und dem Vorzeigen der zornigen Blasen an den Füßen, offenbaren Unschuld, rührende Naivität, bei der auch das Sinnliche immer unschuldig wirkt, das Bedürfnis nach einem verstehenden guten Menschen. — Aber schließlich am Ende des Werkes: Die Heimkehr desselben Meielis vom Begräbnis des Doktors; wie es gereift ist im Leid, emporgewachsen über bloße Naturhaftigkeit, unberührt geblieben vom Staub der Erde, das wird sinnfällig dargestellt in der hohen, schwarzgekleideten Frau; ob sie auch Meieli geblieben ist, Jowägers Schwiegertochter, so wandelt sie nun schweigend, still, von einem strahlenden Geheimnis umflossen unter den Menschen. Sie ist zum Symbol geworden für Leidtragende, die getröstet werden und selber trösten können, wenn sie dem Winken Söphies ins Pfarrhaus zu Gutmütigen folgt, durch keinerlei Eifersucht mehr von ihr getrennt.

Aber so sind immer wieder Haltung, Benehmen der Menschen hintergründig, zuweilen eben zwingender Ausdruck menschlicher Urgefühle: Etwa das Suchen des kleinen Peterli nach dem verlorenen Vater auf dem Burgdorfer-

markt herum. Im Weinen des Bubleins offenbart sich die Weltangst des kleinen Menschen; und wenn das Kind endlich den alten Schulmeister mit der glänzenden Nase findet, der sich seiner annimmt, dann wird dieser zum eigentlichen Gottesboten, zum Engel, der das Verlorene heimbringt.

Man kann Gotthelf als Quelle für bernische Volkskunde nützen. Er kennt Brauch und Herkommen, weiß sie in ihren letzten, sozusagen ausnahmslos religiösen Ursprüngen zu deuten, und er besitzt eine reine Freude an soliden, schönen Gegenständen des täglichen Gebrauchs, am währschaften Gewand, an der festlichen, dunkeln Tracht des Weibes und am hellen Guttuch, das den Mann kleidet. (Im «Geldstag» ergießt er seinen Spott, seinen Unwillen und seine Verachtung über modisches und lumpiges Zeug, wie auch der dumme Uli seine Narrheit in der Freude über den Turban und andern billigen Firlefanz erweist, den seine Kinder von innerlich haltlosen Patenleuten geschenkt erhielten.)

Aber Gotthelf ist nicht einfach verliebt ins Alte; Volkstum, Sage, Spiel, Hornussen, Eierauflesen am Ostermontag, Eierdüpfen auf der Kirchbergerbrücke, Volksglaube und Aberglaube wertet er darum gerne und oft positiv, weil darin die Verbundenheit mit frühern Geschlechtern zum Ausdruck kommt. Diese Menschen sind nicht wurzellos; Brauch und Pietät verbinden sie mit langen Reihen von Müttern und Vätern, und so sind sie auch nicht jedem Windstoß preisgegeben.

Geistige Werte, Weisheit liegen aufgespeichert in den Vorratskammern der Bauern, im ererbten Besitz an Kleidern, Stoffen, im ersparten Berner Silber, in den Pferdegeschirren mit den glänzenden Metallscheiben, im Hausrat von den Großeltern her, der nicht gebraucht, aber auch nicht verhützt wird, in den Werkzeugen, die wohlgereinigt an ihrem Orte warten. In ihnen manifestieren sich die bäuerlichen Tugenden des Fleißes, der Sparsamkeit, der Dankbarkeit gegenüber Früheren, der Verantwortung gegenüber den Komenden.

Dieselben geistigen Werte, dieselben menschlichen Eigenschaften sprechen zu uns in der Art, wie sich die Menschen bewegen in Küche und Stube und Stall, auf dem Feld und beim Erntewerk. Der in unsern Jahren getriebene Mißbrauch soll uns nicht hindern, vom «Boden» zu sprechen, der diese Menschen trägt, und auch vom «Blut», das Generationen und Sippen verbindet. Bloße «Ideen sind gar dünne Wesen, und die meisten Augen sehen nicht, was nicht dick verkörpert ist» — das gilt nicht nur vom fleischgewordenen Worte Gottes (II, 298), sondern auch von menschlichen Werten. Und wenn von Joggeli gesagt wird, er habe sein Gewissen merkwürdigerweise nicht auf Gott, sondern auf seine Frau gestellt, so heißt es auch, Gott werde nichts dagegen haben, sondern er habe eben einem solchen Züttel von Mann eine solche Frau geordnet (XI, 211).

Nahe beieinander sind oftmals Sache und Seele; wie einer in den Dingen steht und sie angreift, darin tut sich sein Innerstes kund. Gotthelf selber sagt,

das Weltliche und das Geistliche seien viel näher bei einander, als die meisten Leute glaubten (IV, 376); und das nicht einfach darum, weil das Christentum hineingehört in die Welt, sondern weil sich Höchstes und Alltägliches überhaupt mischt in wahrer Bildung (XIII, 510). Das Herz verrät sich oft weniger in Worten, als wie einer sich bewegt in Stube und Stall, auf dem Feld beim Erntewerk; und das Mädchen, die Hausfrau lernt man kennen in Küche und Garten. Ja, auf dem Tanzboden, hinter dem Glase Wein in der Wirtschaft, im Gewühl des Langnauermarktes, Bauern und Herren auf der Jagd, wie einer sich benimmt beim Käswägen und in der Studierstube des Pfarrers, beim Geldzählen vor dem Buffert und am festlichen Sonntag in der Predigt. Eins kann das andere grundsätzlich nicht stören, alles gehört zusammen; da überall offenbart sich das Menschliche, wird die Seele gebildet zu dem, was sie werden soll.

Nun geschieht es freilich sehr oft, daß der Gestalter von seiner Lust zu fabulieren und darzustellen förmlich fortgetragen wird. Aber Gott ist überall gegenwärtig. Jedes Wesen preist seinen Schöpfer, überall steht auch der Mensch drin in Schöpfungsordnungen, und in sie soll er sich hineinfinden in Demut, Gehorsam und Freudigkeit. Es gilt mutatis mutandis von jedem Stand, Regierungsmännern und Seidenwebern, Handwerkern und Studierten, was in der prachtvollen Stelle des «Zeitgeistes» zu lesen ist (XIII, 350): «Einem rechten Bauer hat Gott seine Bahn gezeigt, hat ihm das Jahr eingeteilt und macht ihm die Tagesordnung und alles nach der Uhr, welche er ihm zum Himmel hinausgehängt hat, der lieben, hellen Sonne, die eigentlich nichts anderes ist, als der Widerschein von Gottes Angesicht. Da geht der Bauer seinen Weg ehrbar und ehrenfest wie die Sonne und schafft jeden Tag sein Tagewerk kürzer oder länger, drinnen oder draußen, immer nach Gottes Tagesordnung. Dabei sind seine Hände gesegnet, sein Hof bringt reiche Frucht, und seine Kinder blühen ihm munter auf, gedeihen, wie das junge Gras im kühlen Tau, in Zucht und Vermahnung zum Herrn. Da wird die Arbeit und ihr Segen die wahre Lebenslust, der sichere Mut, der nie die Hand vom Pfluge zieht, wie sicher der Pflüger sei, wie lange es dauern mag, weil er weiß, daß er Herr bei den Seinen ist, sie nicht erliegen läßt, jede treue Arbeit ein gesegnetes Ende findet. Das ist das wahre Leben voller Wonne, das nie Ekel bringt, aber eine große Befriedigung, bei welchem dem ganzen Hausstand wohl ist; die Familie wurzelt tiefer, blüht schöner alle Tage, und zwischen immer neuen Blüten reifen die Früchte süß und schön.»

So gibt Gott dem Menschen, der die Dinge als Gottes Gaben nutzt und alles tut zu seiner Zeit, das rechte Vertrauen und das rechte Maß, aber im Gebrauch seiner Kraft und im heitern Genuß der Dinge auch das gute Gewissen.

Rührend einfach spricht es Meieli aus, das aus Armut hinüberwechseln darf in die heimlichfeiße Hablichkeit bei Jowägers: «We me syr Lebtig ke Chrützer Geld gha het, oder mi heig bettlet, und nie het chönne lah d'Schueh

plätze, oder mi heig drü mal müße pläre, und nüt vor ihm gseh het, als böse Wort und bös ha, u we me chrank werde sött, kes Eggeli u ke Mönch uf em ganze-n-Erdbode, dä si eim animmt und dem me aghört, su düecht eim men-gist, we me doch öppis hätt: e Mönch, es Eggeli, es Brösmeli Geld, es wär eim so wohl, so wohl...» (V, 340). — Resigniert klagt zunächst Uli, er habe kein Glück, ein armes Bürschli bleibe arm, er könne nie ein Mann werden. Da weist ihn sein Meister auf die beiden Kapitale Kraft und Zeit, vor allem auf den Wert des guten Namens (IV, 29, 31). Aufwärts geht es mit dem Knecht-lein von dem Augenblick an, da er denkt, «er sei auch ein Mensch, und daß er selig werden möchte». (44). Aber wie äußert sich das nun bei Uli? Das erste ersparte Geld verhilft ihm zum entbehrten Selbstbewußtsein, und mit der Herrschaft über Dinge und Menschen entwickelt sich in ihm der innere Mensch — freilich nicht ohne Versuchungen und Gefahren aller Art, denen er zunächst erliegt.

Aber da lernt auch der kleine Besenbinder von Rychiswyl etwas, er kommt zunächst zu einem Karren, dann zu einer Frau, dann zu fleißigen Kindern, schließlich gar zu einem Hof. — Dutzende arbeiten sich so schlicht empor, und an ihnen wird deutlich, daß der natürliche Weg, selber etwas zu werden, selber jemand zu sein, durch die Auseinandersetzung mit der einfachen Um-welt geht, daß mit dem Können das innere Vermögen sich entfaltet.

Aber freilich: Der Prozeß der Menschwerdung führt durch viele Stufen; und manche bleiben auf niedrigen stehen. Von Hansli Jowäger heißt es (V, 312): «Je niedriger der geistige Standpunkt eines Menschen ist, desto höher steht ihm die Materie, und dem Soliden steht unter den materiellen Dingen das Geld am höchsten. Je höher einer steht, um so mehr verliert das Geld seinen Selbstzweck und wird nur Mittel zur Hebung des Lebens, zur Wahrung des Leibes, zur Ausbildung der Seele.»

Doch der Einsatz ist immer ... Arbeit. «Stelle dir vor», schrieb der Student Bitzius seinem Freunde Rud. Fetscherin am 1. Hornung 1819, «ein Besen, auf dem ich viel halte, sagte mir, es scheine ihr, ich tue zu wenig, das gefalle ihr nicht, ich solle mehr schaffen, nur durch Arbeit werde der Mensch was!»

Oft müssen die Emporstrebenden auf gefährlichen und bitteren Umwegen lernen, das zu ergreifen, was Gott ihnen geben will, und nach dem zu streben, was sie selber auf Gottes Wegen werden können. Aber neben ihnen stehen vereinzelt Lieblinge Gottes sozusagen, aber jedenfalls Lieblinge des Dichters, in ererbtem Besitz; fürstlich verstehen sie ihn zu nutzen und sich seiner mit gutem Gewissen zu freuen. Felix voran, der Herzog der Burschen in der Veh-freude, in Eigensinn doch gutartig, in Stolz und Rohheit doch nie gemein; die Streiche, die er austeilt, gehen selten daneben, ob sie gelegentlich auch den Vater Geld kosten; aber wenn bei seiner Hochzeit der Erlös eines ganzen Käsereijahres für den Ammannhof draufgeht, so wird das niemand reuen dürfen. — Micheli, der Bauer auf dem schönen Knubelhof, umsorgt von sei-ner Ziehmutter, auf seinen Wegen begleitet von seinem treuen Knecht Sami

und dem gewaltigen Hund — dieser Micheli ist gebadet in Sonne und Heiterkeit; ob auch Dunkles in ihm gärt und drängt, und ob er auch eine Frau nötig hat, die ihn zurechthobelt, so ist er doch ein Mensch, der seines rechten Weges wohl bewußt ist. — Aber so ist auch Christen, der seine Frau mit Kartoffel-essen gewinnt, durchaus nicht gesonnen, auf die Dauer mit Erdäpfeln den Narren zu machen und auf Speck und gutes Brot zu verzichten, wenn das huslige Stüdeli seine Frau geworden ist. (XVIII, 103).

So preist Gotthelf gerne die Heitern, Unproblematischen, die Gesunden. Er meint nicht, daß darum der Mensch oberflächlich sein müsse.

Eine der herrlichen Frauengestalten Gotthelfs, Vreneli, sagt am Hochzeitsmorgen zu Uli:

«Zürnen mußt mir nicht, wenn ich zuweilen lache, singe und springe. Glaub mir, ich habe schon manchmal darüber nachgedacht, wenn eine alte Frau gekifelt hat, wie ich immer lachen und springen möge und so leichtsinnig sei, aber ich fand mich nie frömmer, als wenn ich so recht fröhlich im Gemüte war; da ist mir oft, ich möchte über alle Berge aus und dem lieben Gott um den Hals fallen, oder möchte für jemand sterben, möchte allen Leuten Gutes tun.» (IV, 374).

Doch bei solcher urkräftiger Gesundheit wird es deutlich, daß sie nur bleibt und andere segnet, solange sie als Gottes Gabe empfangen und gebraucht wird.

II.

Es handelte sich in den bisherigen Ausführungen namentlich darum, die Unlösbarkeit zwischen Theologie und Anthropologie bei Gotthelf zu belegen. Aber dabei stießen wir auch auf den Grundsatz, daß der Mensch ein Werden-
der ist und daß die Menschheit in einem jeden sich bildet, sich nur bildet in
der Auseinandersetzung mit der Welt, in ernster Arbeit.

Gotthelf erweist sich gerade in diesem Punkte als echter Jünger Pesta-
lozzis. Diese Jüngerschaft bewährt sich vor allem in der ernsten, aber ein-
schränkenden Wertung der Schule. Er läßt sich, wie intensiv er auch am Auf-
bau unseres Schulwesens beteiligt ist, den Blick nicht trüben für die Tatsache,
daß der Mensch wichtiger ist als die Schule. Die Schule ist nur ein Hilfsmittel
im Ganzen der Erziehung. Ihre Arbeit, ihre Zielsetzung hat sich einzuordnen
in einen weit umfassenderen Erziehungsplan und in eine Reihe von erzieheri-
schen Instanzen, unter denen sie selber nicht einmal die wichtigste ist. Bei
all ihrer Notwendigkeit und Bedeutung bleibt sie ein Notbehelf, und wenn sie
sich vom Leben, von der Familie emanzipiert, so kann sie nur verziehen.

Auch in der Schule ist für Gotthelf der Mensch, d. h. eben das Kind allein wichtig, und nicht die Institution, nicht eine Methode.

Überaus eindrucksvoll spricht Gotthelf gelegentlich von den unendlichen
Möglichkeiten, die im Kinde liegen und die im Erwachsenen nur in einseitiger
Auswahl zur Entfaltung gelangen, während so vieles verkümmert. Er besitzt

das Staunen und die Ehrfurcht vor den Wundern, vor den innern, schlummernden Reichtümern im jungen Menschen. «Ein Kind ist unendlich mehr als ein Mann; um den Mann sind bereits die Schranken seiner Beschränktheit gezogen und ziehen alle Tage sich enger; ums Kind liegen noch keine Schranken; der glücklichen Mutter ist der Traum erlaubt, es werde das All erfassen, über alle Sterblichen ragen, über die Endlichkeit in den Himmel hinein.» Und dann folgt die berühmte Stelle: «Was groß war auf Erden, war ume-n-es Ching; ume-n-es Ching war unser Heiland, und was wären wir ohne dieses Ching! Ume-n-es Ching war jeder Held auf Erden, jeder Mann Gottes, jeder Wohltäter der Menschheit. Darum sind alle Kinder uns geheimnisvolle Gaben Gottes; welche Kraft die Schale birgt, wissen wir nicht; was aus dem Heiligtum der Seele heraustreten kann, wenn die rechte Stunde kommt, wissen wir nicht...» (VI, 153).

Man sollte nach solchen Aussagen, die sich häufen ließen, erwarten, daß der große Kenner des Menschenherzens auch ein großer Kinderpsychologe wäre. Nun stoßen wir freilich recht oft auf rührende, zum Teil ergreifende und unvergeßliche Kinderszenen (Miaslis Begegnung mit Änneli, wenn beide von der Gemeinde am selben Tage um möglichst wenig Kostgeld an Bauern abgegeben werden, manches Bild aus der Kindheit Peter Käfers usw.) — Aber Gotthelfs Kinder muten doch vielfach an wie die Kinderbilder alter Maler, sogar z. T. noch Dürers: Es sind bloß etwas schlecht proportionierte, namentlich kleiner dargestellte Männlein. Das Kindische tritt vielfach an die Stelle des Kindlichen, Vorwitz und naive Großmannssucht, gelegentlich auch eine unecht wirkende Sentimentalität lassen uns über viele Kinderdarstellungen nicht recht froh werden. Wo ein Kind wirklich zu interessieren vermag, wie z. B. der kleine Jakobeli Jowäger, da liegt es mehr am indirekten Bild, der Spiegelung des Kindes in den Augen der Ältern. Hier will auch Gotthelf darstellen, wie Hansli und Anne-Bäbi, Sami und Mädi den Jungen in Grund und Boden hinein verfuhrwerken könnten, so wie sie ihn auch leiblich halb zu Tode doktern, wenn nicht die angeborene Gutartigkeit Jakobelis der unverständigen Vergötzung widerstehen würde.

Aber wird nun, wenn das Wunder des Kindes zum erwachsenen Menschen wird, wenn sich die unendlichen Möglichkeiten in ihm reduzieren auf eine Auswahl bestimmter Eigenschaften und Fähigkeiten, das Rätsel Mensch für Gotthelf auch um so viel einfacher und lösbar? Das ist die Frage, der wir uns hier zuwenden wollen.

Der alte Pfarrer von Gutmütigen und der junge Doktor, seines verstorbenen Bruders Sohn, besprechen miteinander den Zustand Anne-Bäbis, bei dem der ungeschickte Vikar eine regelrechte Psychose auslöste. Der Vikar wollte die Lage von Anne-Bäbi, das durch den Tod eines Großkindes aus dem seelischen Gleichgewicht geworfen worden war, nach dem ihm eingebläuten Erlanger-System benutzen zu dessen Bekehrung. Er sieht ja «die Welt an als ein großes Tintenfaß, durch welches man waten muß unter Heulen und Zähne-

klappern, um zur himmlischen Freude zu gelangen». Aber unter einer gleichen unglücklichen «Systemkrankheit» leidet auch der Doktor, sein Gegenspieler. Pietisten und Ungläubige, so meint der Pfarrer, legen gleicherweise den Patienten in das berüchtigte Bett eines Systems und hauen ab, was zu lang ist, reißen an beiden Enden, bis der Mensch hineinpaßt, und sie fragen nicht darnach, ob ihm übel oder wohl sei.

Da nun stoßen wir (VI, 285) auf eine Bemerkung des Pfarrers, die des Aufmerkens wert ist, auch wenn der alte Herr zuweilen etwas langfädig spricht. Hier freilich ist jedes Wort gewichtig.

«Aber Onkel», sagte der Doktor, «Ihr nehmt mir da ein zufällig Wort wieder so schwer auf und knüpft Wahrheiten daran, himmelhoche, es ist gar nicht mit Euch auszukommen.» — «Lieber Ruedi, eben die sogenannten zufälligen Worte drücken bestimmte Ansichten aus, sind Blätter, die von einem Stamme fallen, und der Stamm hat seine Wurzeln tief unten in der Seele, und wenn ich bei jedem Worte, das aus dem Munde kommt, dir die Wurzel zeige, welche es emporgetrieben, so verzeihe es mir. Ein alter Pfarrer hat auch seine Angewöhnung, und die meine ist die, innerlich in all seiner Bedeutung nachzuweisen, was äußerlich nur als zufällig erscheint.»

Noch mehr muß sich der Arzt sagen lassen: «Glaube mir, mein lieber Növö, die Beurteilung des Zustandes eines Menschen rein nach dessen innerer und äußerer Eigentümlichkeit, ohne Einmischung unserer Neigung und Abneigung, unserer Vorurteile oder vorgefaßten Meinung (unserer eigenen Subjektivität), ist eine Sache, die ins Gebiet der Unmöglichkeit hineingehört, wo mit der größten Anstrengung nur eine Annäherung möglich ist.»

Diese Sätze führen tief; sie führen ins Zentrum dessen, was wir bis dahin umkreist haben.

Der Mensch verrät sein innerstes Wesen durch Zeichen mannigfacher Art, nicht allein durch Worte. Diese Zeichen verlangen eine Deutung. Aber jeder kann nur enträtseln und deuten, was in ihm selber lebt.

Überaus deutlich scheint mir das von Gotthelf in seinem 1843, nach «Uli dem Knecht» begonnenen und erst nach dem zweiten Teil des «Anne-Bäbi» vollendeten Werke «Geld und Geist» dargestellt worden zu sein. Bereits im Erstling, dann im «Schulmeister», wie wir eben gesehen haben im «Anne-Bäbi», führt ihn diese Einsicht. Aber man darf die These vertreten, daß Gotthelf die besonders im «Anne-Bäbi» deutlich formulierte Erkenntnis von der letztlich unergründlichen Zeichenhaftigkeit aller menschlichen Äußerungen zu einem eigentlichen Thema von «Geld und Geist» gemacht hat. Schon die Novelle, aus welcher der Roman sich entwickelte, war Gotthelf besonders lieb. Er schrieb darüber im Dezember 1842 an Emilie Graf:

«Ich hoffe, das zweite Bändchen gefalle Ihnen sehr wohl, d. h. die erste Geschichte; nicht wahr, Sie schreiben mir ein Wörtchen darüber? ... Sie ist in gewissen Beziehungen mein liebstes Kind. Schade, daß die Skizze nicht ausgerundet ist.»

Im selben Dezember schreibt er auch an Joseph Burkhalter ein empfehlendes Wort für dieses sein Lieblingswerk: «... ein Büchlein, welches Ihnen nicht schlecht gefallen wird, wenn es Ihnen nicht in gewissen Beziehungen zu geistlich ist. Es dreht sich die erste Geschichte um einen gar zarten Punkt herum..., der seine innere Wahrheit hat, aber in seiner Darstellung leicht wie krankhaft verschoben, unnatürlich vorkommen kann.» Ausdrücklich will er hier echte Frömmigkeit gegen pietistische Frömmerei dargestellt haben. Auch hier aber: «...ich... erwarte mit Ungeduld Ihr Urteil?»

Er hat es mit steigender Bestimmtheit erfaßt. «Es ist seltsam, daß noch in unsern Tagen die menschliche Natur den meisten noch so ein unenthüllt Rätsel ist, und merkwürdig, wie die Dummsten und die Klügsten in der gleichen Sünde befangen sind, nur daß die einen mit dem Aberglauben sich an ihr versündigen, die andern mit dem Unglauben» (VI, 111). Im ringenden, irrenden und sich endlich zurückfindenden Uli, im eigensinnigen und mißtrauischen, aber gerade hierin Schiffbruch leidenden Hansjoggeli auf der Glungge, im stillen, aber im entscheidenden Augenblick immer wieder sichern Hansli Jowäger schuf Gotthelf Gestalten von kaum zu überbietender Lebendigkeit und innerer Wahrheit. Aber dann stellt er neben sie Mädeli, die Schulmeistersfrau, das frühvollendete Änneli im «Bauernspiegel», das feldherrliche Vreneli, die Base, Anne-Bäbi und seinen Kreis, dann besonders auch Söphie im Pfarrhaus zu Gutmütigen, die er überdies z. T. mit ergreifender innerer Schönheit ausstattet.

Zum Lebendigsten an all diesen Menschenbildern gehört ein zu Zeiten unsicheres, zwei- und mehrdeutiges Verhalten, das doch wieder durchleuchtet wird bis in die Tiefen des Herzens. So wird die kultivierteste, Söphie, trotz dem widerspruchsvollen Verhalten gegen Ruedi, vom Leser verstanden, schon bevor das Leid um den Geliebten alle Scheu durchbricht, das neckische Spiel der Verstellung ablegen läßt und in unendlichem Schmerz das Innerste ihres Wesens offenbart.

Aber nach solchen psychologischen Meisterleistungen scheint der Dichter erst recht instand gesetzt worden zu sein, in «Geld und Geist» seinem psychologischen Kanon folgend von der Rätselhaftigkeit und Unergründlichkeit des Geheimnisses «Mensch» zu reden. Denn das wird nun, wie das Hauptthema im symphonischen Satz, beständig neu und überraschend gerade in diesem Werke variiert.

Man kann dieses immer neu hervorbrechende Thema folgendermaßen formulieren: Jeder Mensch ist zweischichtig, ja vielschichtig. Er hat darum vielfach Mühe, sich selber zu erkennen; sehr oft liegen Gründe vor, das zu verbergen, was in ihm liegt. Dazu tritt das andere: Ein jeder begreift auch vom andern nur, was in ihm selber liegt.

Auf diese Hinter- und Untergründigkeit des Menschen stoßen wir immer schon im «Anne-Bäbi». Wie es Bücher gibt, in denen man zwischen den

Zeilen lesen müsse, um sie zu verstehen, so heißt es einmal, so gebe es Menschen, deren Worte man sich wenig achten dürfe, wo Blick und Ton alles seien (VI,301). Freilich wird jenes Knechtlein den Dingen nicht gerecht, das einfach von den Mädchen behauptet, «je stärker sie einen liebten, desto wüster sagten sie ihm» (X, 137). Aber da ist Anne-Bäbi ein Mensch, der umgekehrt an Worten klebt, nicht Sätze versteht und trotz eigener Abgründigkeit immer nur das bei andern vernimmt, was aus dem Chaos seines Innern gerade an die Oberfläche geworfen wird. Darum auch ist Reden, so daß es verstanden wird, eine hohe Kunst, das Spiel einer «unsichtbaren Hand, wunderbar und vielfach gefingert, mit welcher wir fahren über unserer Mitmenschen Gemüter» (VI, 18). Nie wird diese Kunst ausgelernt, «und Takt wird sie genannt, die Tasten der Gemüter immer so zu berühren», daß es recht klingt. Wie sehr geht doch ohne diesen Takt, wie sehr gehen in Sorgen und im Aufbrechen von Affekten die Gedanken und Gefühle wirr und «krausmausi» durcheinander! (VII, 212). Wie leicht verleugnet ein Bursche wie Felix seine zarten Gefühle für das geliebte Änneli durch grobe und verletzende Worte! (XII, 328 ff.).

Aber wenden wir uns nun dem Werke zu, in dem für mein Empfinden dieser Problemkomplex am deutlichsten zur Darstellung kommt.

In Liebiwyl bietet die Vertrauensseligkeit des langsamen und schwerfälligen Christen einerseits und die Raschheit und Herzengüte Ännelis auf der andern Seite den Anlaß zu einem schweren Konflikt zwischen den frommen und adeligen Eheleuten. Es geht viel Geld verloren. Aber die Entfremdung droht erst unheilbar zu werden durch andauerndes Mißverstehen. So geschah es, daß Christen oft ein Gesicht machte, als würde «Blitz und Donner hervorbrechen...» «Jedes merkte, daß es hinter dem Gesicht grollte und gärte, aber daß es näher dem Weinen als dem Donner war, eben das sah man nicht. Freilich donnert man zuweilen auch aus lauter Verlegenheit, weil man nicht mehr weiß, wie man weint.»

Genau so deutet Christen Ännelis Schweigen und Abseitsgehen als «Kuppen» und Schmollen, als das ewige «Aufwärmen» alter Sachen. In beiden verhärtet sich so das Mißverständnis.

Doch der Geist der Frömmigkeit und des Gebetes durchbricht und zerstreut endlich diese Nebel. Im gemeinsamen Beten des Unser-Vaters erfahren sie, wie es dem andern zumute ist: «Wunderbar war es jedem, wie das Herz des andern so weich war und so voll Liebe, so ganz anders gesinnet, als man gedacht.» «Sie konnten sich nicht sattsam wundern, wie sie einander so mißverstanden, wie sie als Haß auslegten, wo die Liebe sich regte, als Bosheit, was innerer Schmerz war.» (VII, 97, 99).

Hier fällt auch das Stichwort «Zeichen», das vom andern gedeutet werden muß und das man, sei es Wort, sei es Gebärde, eben oft verkehrt auslegt.*

* Gotthelf spricht gerade hier von Eigenstem: «Es kömmt mir je länger je mehr vor, daß man... nicht weiß, wer ich eigentlich bin, und daß die meisten Leute mich anders

Solche Zeichen tun sie jetzt, unmißverständliche: Der lange schweigsame Christen beginnt wieder zu reden, als ob er einen Schoppen mehr als sonst getrunken, und Änneli schiebt ihm wieder Milchhaut in sein Kacheli, «daß es ihn heimelte und ihm wieder war, als wäre er daheim». Solche Zeichen werden auch Resli, der auf der Mutter Seite stand, vom Vater, und Annelisi von der Mutter gegeben. Wenn zwar der Vater mit Resli über Umstellungen im Stall zu reden beginnt, die er, der Sohn selber am Dienstagsmarkt in Bern vornehmen soll, so steht Resli zuerst fast auf den Kopf; wie auch Annelisi zunächst meint, die Mutter sei «fast wunderbar» geworden, ja, es fehle ihr im Kopf, da sie mit ihr die ersatzbedürftige Garderobe zu mustern begann.

Aber ein Zeichen tun sie nun auch alle miteinander durch den gemeinsamen Gang zum Abendmahl. Wieder klingt das Motiv in allen seinen Teilen auf: Sie verstehen die Predigt und deuten sie recht, weil sie des Pfarrers Sinn in sich haben. Ausdrücklich stellt sie der Dichter in Gegensatz zu andern, von denen jedes eine andere Predigt gehört zu haben schien, jedes nach seinem Sinn. «Es ist», sagt hier Gotthelf, «mit dem Inwendigen eine eigene Sache, man verhüllet es ärger als seinen Leib, und die Hülle wird oft so dick, daß kein Auge mehr hindurchdringt, nicht einmal das eigene, und die Zuversicht auf diese Hülle wird so groß, daß man nicht einmal denkt, ein Auge könnte durchdringen, und Gottes Augen nimmt man von dieser Meinung nicht aus.» Eigenartig aber verhalten sich Christen und Änneli gegen die Mißdeutung der Predigt durch andere Hörer. Ihr Offensein ist zurückhaltend gegenüber der Welt; von dem, was sie erfahren, sprechen sie nicht zu den Leuten. Christen und Änneli waren «fast froh, daß den andern ihre Augen und Ohren gehalten gewesen, und das, was sie klar glaubten, ihnen dunkel und verborgen geblieben». (Das klingt Schleiermacherisch).

Aber die Frage des Verstehens und des immer nahen Mißverstehens, des rechten Deutenkönnens zieht sich auch nach der Versöhnung der Eltern als Thema durch das Werk, wenn es sich um das Verhältnis zwischen Anne Mareili und Resli handelt.

Schon eingangs der Erzählung wird bemerkt, dieser jüngere Sohn auf Liebiwyl sei von vielen als geizig angesehen worden. «Aber», lesen wir, «er war ängstlich, und in dieser Ängstlichkeit, welche er nicht einmal zeigen durfte, kam er vielen hochmütig vor, und andere hielten ihn für geizig... Weder Vater noch Mutter kannten dieses (sein) innere(s) Wesen; man lauscht es sich selten ab, darum denkt man auch nicht daran, daß es im andern sei.»

Resli und Anne-Mareili trafen einander zufällig auf dem Tanzboden; in beiden flammte Liebe empor, die Liebe des ersten Blickes. Aber wie tief das andere betroffen, wußte keines; wenig haben sie miteinander gesprochen.

Ihr zweites Zusammentreffen brachte keine Lösung. Während einer Feuers-

denken, als ich bin, daß man daher auch meine Schriften, die ich nur psychologisch rechtfertigen kann, von einem durchaus falschen Standpunkt beurteile» (an Carl Bitzium am 16. 2. 38).

brunst hatte Resli, um seinen Löschzug zu vervollständigen, im Eifer ein Mädchen hart angefahren. «Ume hübscheli, mach nit der Lümmel!» sagte das Mädchen und wandte in der Finsternis das Gesicht ihm zu, so daß es erleuchtet wurde vom Widerschein des Brandes. «Da sah Resli in des Dorngrüttbauern Tochter Gesicht, und die Tochter sah in Reslis Gesicht, und beide sahen einander an, staunten einander an, und keines konnte zum andern etwas sagen, und beide waren die einzigen in der weiten Runde, die da standen stille und wie vom Blitz getroffen.»

Nachdem die beiden einander so rasch, wie sie sich getroffen, verloren haben, kommt ihnen alles vor wie ein nächtlicher Spuk. Eins sagt beiden das erstaunte Schweigen, ein anderes das Wort, das keins vergaß: «Lümmel»!

Es ist das Vorrecht des Dichters, Gotthelfs besonders, dieses leidenschaftlichen Ehestifters, die Liebenden zusammenzuführen. Unverschuldet gerät Resli auf dem Heimweg nach dem Brande in eine Schlägerei; wie tot wird er gefunden, von Anne Mareili erkannt und ins elterliche Dorngrütt gebracht.

Doch hier häufen sich die Anlässe zum Mißverstehen wegen des rohen Geldgeistes, von dem der Vater besessen ist, der die Mutter zu einer ängstlichen, gedrückten Frau machte und die Geliebte in schamvolle Verschlossenheit hineintreibt. Der Dorngrüttbauer will mit Resli keine Ungelegenheiten haben; er fürchtet sogar Kosten, die nicht zurückerstattet würden. Darum wird Resli, sobald dies möglich ist, von seinem Bruder in eine Wirtschaft gebracht, wo ihn seine Eltern später heimholen. Auch beim Zusammentreffen zwischen Mutter und Sohn tritt das Thema in wunderbarer Variation auf:

«Wenn ums Bett der sterbenden Mutter die Kinder stehen, und ihr brechend Auge gleitet in flüchtigen Blicken über die weinende Schar, so könnte, wer die Schrift verstünde, im flüchtigen Blicke zusammengedrängt lesen all den Kummer und die Sorgen, die Leiden und die Freuden, die das mütterliche Herz um jedes ihrer Kinder getragen und die sie jetzt als Lebensbeute mit ins Grab nimmt und sie auch hinaufgetragen wird zu ihrem Vater und ihrer Kinder Vater» (169).

Anne Mareili hat Resli während der kurzen Tage, da er auf dem Dorngrütt zum Bewußtsein erwachte, wieder schlief und wieder die Augen aufschlug, noch andere Zeichen gegeben, als jenes Wort «Lümmel» in der Brandnacht. Aber Resli kommt doch zu keiner Gewißheit über sie. Daheim überlegt er, wie Anne Mareili «dem Äußern nach vollkommen zu ihnen zu passen» schien: «gemessen, freundlich, stattlich, säuberlich erschien es ihm, flink zur Arbeit und im Befehlen nicht ungeübt. Vater und Mutter hatte es nicht widerredet; Hund und Katze liebten es; Hühner und Tauben liefen ihm draußen nach. Das alles waren ihm gute Zeichen, aber doch nur äußere, und was inwendig in ihm war, hatte in der kurzen Zeit, in welcher er es sah, nicht zum Vorschein kommen können» (181). «Wie schwer ist es aber, durch glatte, seidensammete Haut hindurchzusehen auf des Herzens Grund» (184)! Aber wer hat, so wird weiter gefragt, dafür die rechten Augen? «Kindliche Augen

sehen am klarsten, das Beste aber tut Gott, und denen besonders, die kindliche Augen haben...» (184).

Resli gelangt noch lange nicht zur Gewißheit. Da ist die kritische Stimme des heitern Annelisi, seiner Schwester, die fast eifersüchtig über die Liebe des Bruders wird und zu spotten beginnt: «Sehen möchte ich das Meitschi doch, das nähmte mich wunder, ob's denn auch so ein Ausbund ist, daß kein anderes ihm zu vergleichen wäre; das wäre böß für alle, wo es nicht bekämen.»

Doch wiederum gehört es zu unserm Thema, wenn ihm die Mutter antwortet: «Dank dem lieben Gott auch dafür..., daß er jedem Menschen apartige Augen gegeben hat, es wäre böß, wenn es anders wäre. So ist mir jetzt mein Mann der liebste, brävere Kinder als meine sehe ich nicht, und es wird sich wohl noch einer finden mit solchen Augen, welchem du als das schönste und beste Meitschi erscheinst auf Gottes Erdboden.» (209).

Gotthelf reflektiert nicht weiter über diese Bemerkung. Die leise Ironie ist aber unverkennbar. Die Mutter sieht die Kluft zwischen Ideal und Wirklichkeit des Menschentums und erträgt sie anders, als der Doktor Ruedi, den die «Saunatur» des Menschen verzweifeln läßt.

Doch führt Gotthelf das Thema bis an die Grenzen des Tragischen. Der Dorngrützbauer erscheint auf Liebiwyl mit Anne Mareili zur Gschau. Dem Mädchen bangt wegen des Vaters, begründeterweise. Aber nun spiegelt sich sein Inwendiges gar seltsam in seinem Verhalten: Als Hochmut und Nichtachten erscheint, was Demut und Angst ist; als Unfreundlichkeit das verständliche Unbehagen wegen der Überlegenheit Liebiwyls über den rohen Vater. Gerade Resli empfindet Anne Mareili als rumpelsurig und seltsam verschlossen; bei den Verhandlungen über den Ehevertrag bricht in ihm männlicher Stolz auf, während Anne Mareili vor Schmerz kein Wort herausbringt. Resli mißverstehet es zum eigenen Leidwesen vollkommen; «er möchte satteln und reiten auf Leben und Tod, gegen wen man wolle» — wir müssen an Max Piccolomini denken: «Blast, blast! O wären es die schwed'schen Hörner!» (Wallensteins Tod 2413). — Indessen fährt es Mareili heiß und kalt den Rücken hinauf, da es die verzweifelte Liebe und den verletzten Stolz Reslis gewahr wird. In seiner Bedrängnis und Scham findet es nur das wiederum zweideutige und rätselhafte Wort: «Unsereiner hat zu selligem nit viel z'säge; mi mueß näh, wie's chunnt» (274). Aber dabei beginnt es auch Resli zu zürnen, der kein Vertrauen habe, an seiner Liebe zweifle und es nicht aus der Hölle des Dorngrütts erlösen wolle.

Immer wird das Rätsel um Anne Mareili komplizierter durch die Spiegelung seines Verhaltens in den Augen und im Herzen des Vaters und der Geschwister Reslis. Einzig die Mutter, Änneli liest nun richtig «die Schrift», die auf der «Herzenstafel» der beiden Liebenden geschrieben steht. Wenn es auch Anne Mareili noch ein Stück weit gelingt, Reslis Verhalten zu deuten, so

liegt doch in seinem weiblichen Herzen ein eigener Geist des Widerspruchs, der das, was es im Innersten ahnt und erkennt, nicht gelten lassen will.

Das Wasser zwischen Liebiwyl und dem Dorngrütt scheint so tief, das Mißverständnis so unüberwindlich zu sein, daß sich endgültig Stolz und Enttäuschung trennend zwischen die Liebenden stellen. Gegen das Ende des Werkes häufen sich die Zeichen, sie treten mit immer größerer Bestimmtheit zu Tage. Zwar sind sie zunächst mißverständlich, das innerste Wesen äußert sich gebrochen, und die Liebenden bewegen sich an der Grenze des Tragischen. Auf Mareilis Seite besteht die Unmöglichkeit, sein Herz zu offenbaren, Resli zu bitten, an etwas zu glauben, das es doch nur gebrochen zeigen kann und das auch bei Resli hinter dem verletzten Mannesstolz zurücktreten muß. Freilich, ein Stück weit versteht sogar der bis in seine Herzgrube kalte und grausame Dorngrüttbauer, verstehen seine stumpfen Knechte die Zeichen, die von Liebiwyl aus geschehen.

Resli war nämlich im Dorngrütt mit den vom Bauern erpreßten Laden, aber er verläßt es scheinbar endgültig. Die Unterredung mit dem Vater Anne Mareilis scheint zum Bruch geführt zu haben.

Da nun erhebt sich Gotthelf zur Höhe seiner Kunst, wenn er Resli die von den Knechten und vom Alten wild gemachten vier edlen Rosse anschirren, zähmen, anspannen läßt, und wenn er den Wagen herausführt aus der Enge. Noch fällt ein Wort, aber «Resli achtete sich der Rede nicht, saß in raschem Schwung im Sattel, hoch bäumte sich sein Braunroß, laut wieherten alle, aber in gemessenem Schritte zügelte er sie, unter sich das tanzende Roß, und erst hundert Schritte vom Hause ließ er im Trott die Pferde fahren, der rascher und rascher ward, schnell ihn den Augen der Nachsehenden entführte. — ‚Das ist e stolze Bursch und kanns Reiten‘, sagte der eine; ‚der weiß mit den Rossen umzugehen und weiß öppen auch, was der Brauch ist‘, sagte der, welcher von Resli ein fürstliches Trinkgeld empfangen. Nachdenklich hatte ihm der Bauer, die Hände in den Westentaschen, nachgesehen, dann sagte er zu den Knechten, es düche ihn, es wäre jetzt genug g'ölgötzet'» (329).

Aber nun im Gegensatz dazu Reslis Heimkehr! Lange wartete man auf ihn, in Bangen und Hoffen, jetzt redete man schon vom Zubettgehen. «Bald darauf hörten sie durch die nächtliche Stille Rädergerassel. ‚Das ist ihn!‘ hieß es. ‚Nein, es ist ihn nicht, man hört kein Klepfen, er würde strenger fahren‘, ward entgegnet, und während dem Werweisen noch lenkte er still und ohne Peitschenknall durchs Türli. ‚Es het gefhlt!‘, sagte die Mutter.» (340).

Das sind immer Zeichen! Gotthelf braucht diesen Ausdruck. Aber auch wo er ihn nicht hinsetzt, darf er verwendet werden, um Wesentliches in Gotthelfs Kunst und in der Tiefe seiner Menschendarstellung zu treffen. Ich glaube nicht, mich mit meinen ausführlichen Hinweisen einer eigenwilligen Täuschung hingegeben zu haben.

Deutlich ist auch dies: Jeder versteht die Zeichen nach dem, was in ihm

selber ist. «Geld und Geist» scheint mir in einer Zeit geschrieben worden zu sein, da Gotthelf von der oft rätselvollen Zeichenhaftigkeit aller menschlichen Äußerungen erfüllt war. Das Innere kann intuitiv erfaßt werden, aber es wird beinahe ebenso häufig verfehlt, je nach dem, was sich in uns selber vorfindet. Wunderbar spricht es die Mutter wiederum aus gegen Resli kurz vor seinem Sterben. Denn Änneli hat der Sache nachgedacht und erst darüber Leid getragen, Anne Mareili gefalle es auf Liebiwyl nicht, man habe etwas zu wenig oder etwas zu viel gemacht. «Da ist mir», fährt Änneli weiter, «aufgegangen, es het mi düecht, sein Mänteli sei ein Fenster, und was dahinter sei, könne ich sehen, so deutlich, wié wenn es mir vor Augen wäre, und doch ist der Spiegel eigentlich in meinem Herzen gewesen, und was ich in dem Meitschi las, las ich eigentlich ab in mir.»

Dem allem haben die Gelehrten vielleicht zum Teil schon vor Gotthelf einen Namen gegeben. Aber kaum sind sie tiefer ins Menschliche eingedrungen. Gotthelf weiß um die Vielschichtigkeit der Seele. Er weiß, daß es sich darum handelt, Wichtiges und Unwichtiges zu unterscheiden, und daß das, was vor Augen liegt, nicht immer das Wesentliche unzweideutig verrät.

Wenn Resli kurz vor dem Erscheinen Anne Mareilis, das die beiden vereinigt, der Mutter klagt, es habe ihm zuletzt kein gutes Wort gegeben, erwidert sie hellsichtig: «Wegem Meitschi mußt du nicht so sein, und das sövli höch ihm näh. So wegen einem einzigen Augenblick es zu verstoßen aus deinem Herzen, und ds Meitschi hanget a dr, denk doch, wenn unser Herrgott auch so sein wollte!»

Das aber ist Gotthelfs Letztes, wenn es sich um das Erfassen des Menschen handelt: Der Hinweis darauf, daß Gott uns kennt. Wer das bedenkt, erkennt nicht nur in wahrer Demut sich selber immer tiefer, sondern er wächst auch im Deuten der Zeichen, die andere ihm geben. Die fromme Großmutter Käthi — aber Gotthelf selber auch *, — kennt darüber hinaus auch Zeichen Gottes. Sie wahrzunehmen muß man jedoch «ein auf Gott gerichtetes Auge haben, um sie zu empfinden, muß man haben ein Gott ergebenes Herz». (X, 214),

Gleiches erkennt Gleiches. Daran reiht sich noch eine Beobachtung, die zugleich auf den dritten Abschnitt vorbereitet.

Bald flüchtig hingeworfen, bald als Scherz, dann wieder im Ernste gleichsam als anthropologischen Grundsatz vorgebracht, begegnen wir außerordentlich häufig der Behauptung, alle Menschen seien gleich. Oft erscheint diese Bemerkung bloß als launiger Einfall, zuweilen als künstlerisches Stilmittel; aber hundertfältig wiederholt und variiert muß sie doch ernst genommen werden.

Beständig vergleicht der Dichter die Gestalten seiner schöpferischen Phantasie mit geschichtlichen Größen oder mit Personen, deren Namen in seiner Zeit hohen Klang hatten. Zuweilen sind die Vergleiche komisch, ja

* Die «Wassernot» ist ein solcher Deutungsversuch eines von Gott selber dem Menschen gegebenen Zeichens und «Wortes».

grotesk. Der Doktor Ruedi benimmt sich wie Karl der Große, im Vikari steckt Gregor samt einer Reihe anderer Päpste, Anne-Bäbi kann zornig werden wie eine Majestät, das eintönige Mädi wie die Sieger von Leuthen und Jena, wie Talleyrand oder ein Tagsatzungsheld, und wieder gleicht es einem General, der eine Festung übergeben will und doch noch pülfert. Ob es auch bloß auf einem Dengelstuhl seinen Schmerz über Verschmähung verwindet, so ist sein Leid genau wie das einer Dame, die ohnmächtig wird. Sitzt Hansli nach seinem Sieg über den heuchlerischen Seppli bei der Wirtstochter, dann benimmt er sich genau wie ein Ritter nach bestandenem Turnier bei seiner Dame. So auch zieht Jakobli auf den Markt wie ein Held zur Schlacht, der kleine Johannesli geht an Käthis Seite mit dem Stock wie der Ritterssohn mit dem Schwert seines adligen Vaters, und schließlich redet er wie ein Radikaler, doch ohne Schnauz. Die Ammännin in der Vehfreude zeigt Fassung trotz mancher Gräfin; der Erbprinz Felix, ihr Sohn benimmt sich, wenn der Vater seinen Schafhandel zu kostspielig findet, wie die Eidgenossen beim vorläufigen Einstellen der Werbungen für Neapel; und der Ammann selber, der an der Käsgemeinde überstimmt wird, überbietet sogar an Haltung Karl Albert von Sardinien nach den Niederlagen, die ihm Radetzki beibrachte. Umgekehrt ist Agnes, die Mutter des Koppigerritterleins wie alle zornigen Weiber eine Neuhegelianerin. Die Ammännin wäre nicht die letzte im Frankfurterparlament; der Ammann seinerseits würde Lord Palmerstone die Stange halten; und der Stallknecht, der für seine Dienste belohnt wird mit einem Trinkgeld, fühlt sich ausgezeichnet wie Meyerbeer oder Devrient, wenn die Galerie rast oder wenn sie mit Blumen überschüttet werden. Aber so zieht auch Babi während der Steigerung der verlumpten Konkurrenzwirtschaft dort ein wie die Griechen in Troja nach zehnjähriger Belagerung; wie denn auch die nächtliche Prügelei, die Resli beinahe das Leben kostet, dem Kampf zwischen Griechen und Trojanern gleicht; und irgend ein kleiner Resli läßt zweifeln, ob ein russischer Diplomat oder propagandistischer Emissär ihn an Dreistigkeit übertroffen hätte. Aber so ist auch zwischen einer Käsfuhr nach Langnau und einer Kamelfahrt durch die unendliche Wüste kein so großer Unterschied, und den Mädchen allen kann es bei ihrem Träumen und Wünschen ergehen wie den Arabern, die sich trotz Muhameds Verbot unterstehen, Bilder zu machen.

Das Tollste leistet sich Gotthelf in dieser Hinsicht in den «Kurjositäten» seines Kalenders, wo Bistümmler, Schelmen und Polizeidirektoren, russische Großfürsten, Bernische Großräte, Könige und Königinnen, Weltliche und Geistliche, Kleine und Große förmlich durcheinanderwirbeln, wo Viktoria mehr als einmal ein Schatzeli, eine gekrönte Kollegin ganz einfach ein Luder genannt wird, während sozusagen im selben Atemzug ein wackerer Heimiswyler, Herr Schneeberger, das Zeugnis erhält, Großes und Schönes getan zu haben.

Man wäre geneigt, die meisten derartigen Vergleiche bloß als mehr oder wenig gelungene Scherze hinzunehmen. Aber nicht nur die Häufigkeit läßt

sie als «Lachende Wahrheiten» erscheinen, sondern eben die Tatsache, daß Gotthelf nicht so selten im Ernst und in Trauer von der Gleichheit der Menschen spricht. «Es gibt verschiedene Kleider in der Welt, seidene und zwilchene, aber nur ein Menschenherz; in des Bettlers und in des Königs Brust ist es für Freuden und Leid empfänglich», lesen wir im «Bauernspiegel». (I, 177).

«Mensch ist Mensch», sagt Hagelhaus zu Vreneli; er meint Ursache zu haben, keinem zu trauen. Aber Gotthelf spricht es auch als seine eigene Meinung aus: «Wir sind und bleiben halt Menschen», und daran ändere keine Theorie etwas, weder Hegel, noch Rousseau. Wiederum konstatiert er, die Erde sei rund, «da ist nichts oben, nichts unten, nichts hinten, nichts vornen, sondern sie ist überall die gleiche; dreht man sie, wie man will, kriegt man immer die gleichen Menschen in die Finger.» (XII, 303).

Dieses Urteil ist vielfach moralisch, pessimistisch. Vorwiegend aber scheint es theologisch begründet zu sein. Wir sind eben vor Gott schwache und gebrechliche, zu allem Bösen und Niedrigen fähige Kreaturen; alle müssen wir von untenher unsern Gang durchs Leben beginnen, jeglicher Versuchung ausgesetzt, vor dasselbe Ziel gestellt, derselben Gnade bedürftig.

Damit stehen wir vor der Aufgabe, in einem letzten Abschnitt den Satz, wir seien alle in gleicher Weise Menschen, im Sinne Gotthelfs zu differenzieren.

III.

«Mensch ist Mensch» konstatiert der mißtrauische Hagelhaus. Die Menschen «gehören alle zur gleichen Tiersorte, seien sie schwarz oder weiß, so gut wie Schimmel und Rappen Pferde von der gleichen Sorte sind trotz der verschiedenen Farbe», lesen wir im «Kurt».

Dieses Gleichbleibende ist zunächst das Tierische, Animalische am Menschen, zu dem sich Gotthelf, der gern gut aß und trank, gelegentlich mit verstemdem Humor bekennt. «Es ist ein seltsam Ding, das menschliche Gemüt, und auf gar manches Gemüt, das hoch oben in den Wolken schwebt, hat ein Speckbröcklein oder eine Ankenschnitte mehr Gewalt als ein Wort, das hoch oben aus den Wolken kömmt», heißt es launig vom Vikari und von dessen hochmütigem und verlogendem Rigorismus (VI, 289).

Aber das macht nun nicht das eigentlich menschliche Wesen aus. In der «Armennot» wird ausgeführt, daß der Mensch eine Puppe sei, aus der ein Engel schlüpfen soll, und dieser Engel muß hier geboren werden (XV, 111). Hier erreicht der Mensch seine Bestimmung nicht, darum wird ihm hier auch kein endgültiges Ziel gesetzt, und er erreicht auch keines; hier ist nur ein Werden, kein Vollenden.

Dieses Ziel liegt jenseits alles Sichtbaren und Wandelbaren. Weil aber alle dazu berufen sind, so kann Gotthelf nun auch sagen, alle Menschen seien «hochgeboren», «denn alle sind Gott verwandte, alle tragen in sich schöpferische Kraft» (XV, 159).

Im Mühen um die Dinge der Welt ist dem Menschen eine unendliche Aufgabe gestellt, und zwar entwickelt sich in solchem Ringen der Mensch selber. «Gott darzustellen: Zu dieser Kunst sind alle berufen: unseres Gottes Ebenbild aus uns heraustreten zu lassen ins Leben hinein — das ist die höchste Kunst. Uns selbst sollen wir darstellen als seine Schöpfung, die über alle andern Schöpfungen geht, die auch nicht untergeht, sondern ins ewige Leben übergeht.»

Wenn der Held des «Bauernspiegels» endlich eine Lebensaufgabe gefunden hat, so liegt sie darin, Kinder um sich zu sammeln, in ihnen «keimen zu lassen das Gefühl ihrer Menschenwürde, den wahren Menschenstolz» (I, 420). Frühe schon, aber je länger desto entschiedener wendet sich Gotthelf gegen jede Versuchung und Verführung, den Menschen selber aus dem Zentrum menschlichen Mühens und Arbeitens wegzudisputieren, den Menschen zu vergessen über irgendwelchen Zuständen oder Einrichtungen. Das bekämpft er je länger desto entschlossener als eigentliches Heidentum, bei dem der Mensch um seinen Adel und seine ewige Bestimmung betrogen wird. Der Ort, wo sich die Idee verwirklichen soll, ist eben zunächst des Menschen Seele. Schon im «Schulmeister» heißt es: «Ideen sind Kinder des Lichts, Feuersäulen, die uns leuchten auf der dunklen Erdenbahn; sie können aber nie völlig übertragen werden auf die Zustände der Erde... Sie sollen nicht die Erde zum Himmel machen. Sie sollen die Ahnung des Himmels wecken in der Menschenbrust... Dieses Ziehen und Bilden der Menschen ist die Hauptsache, nicht das Umschaffen der Zustände der Erde zu einem Himmel.» (II, 297).

So kann Gotthelf alle Menschen im Grund ihres Herzens Aristokraten nennen, «denn so hat sie Gott geschaffen» (XI, 145). Das ist ebenso Verheißung und Aufgabe, als auch eine Gefahr.

Dabei macht sich die reformierte Grundposition immer neu geltend in der Versicherung, daß der Weg zu dieser Bestimmung nicht von der Welt und vom Bemühen um die in ihr liegenden Aufgaben wegführe, sondern hinein in die Dinge und durch die Welt hindurch über sie hinaus.

Der Entwicklungsgedanke ist für Gotthelf selbstverständlich, aber eben mehr und mehr in dieser Beschränkung auf den Menschen, auf den unendlichen Wert des Einzelnen, nicht auf Formen der Gesellschaft oder gar auf äußere Zustände ausgehend.

Dabei bedarf der Mensch mancherlei Hülfe. Denn «die selbständigen Geister, in denen die Urkraft ungeschwächt wohnt und zeugt und gebiert ohne fremder Hülfe, sind selten auf der erkalteten Erde». (II, 97). Doch kann der Dichter gelegentlich ergreifend darstellen, wie etwa in Liseli, einem der «Fünf Mädchen», im letzten Augenblick des Untergangs diese angeborene Kraft in Form der Mütterlichkeit aufbricht, und wie auch da noch die Selbsthingabe über das Animalische hinausweist. Um dieses Göttlichen willen, das diese im Sumpf der Tierhaftigkeit äußerlich rettungslos verkommene Mutter mit den Kindern in den Tod hineinreißt, fällt denn auch kein hartes Wort über sie.

Darin erweist sich Gotthelf als echter Jünger Pestalozzis, daß er die Armennot, der er überall begegnet, die z. T. für uns unvorstellbaren sittlichen Schäden, die damit verbunden sind, durch Erziehung überwinden will. Aber auch wo derartige offene Schäden nicht vorhanden sind, ist der Mensch der Erziehung bedürftig. Denn der zwischen Tier und Engel stehende Mensch ist dem Epheu ähnlich, das nur recht gedeiht, wenn es den Stamm findet, an dem es emporwachsen kann. Für den Himmel ist der Mensch ja geboren (II, 291), aber sein Auge sieht das nicht, sein Geist zieht ihn nicht dahin, wenn nicht die Mutter ihn vom Boden hebt und wenn das Kind nicht in ihrem Auge den Himmel findet. (II, 292). «Herrlich» wird das genannt, wie der angeborene Trieb der Mutter zum Kinde das Kind findet, und wie ein gleicher angeborener Trieb im Kinde hindrängt zum Stamm der Mutterliebe.

Das Erzieherische und das Sozialpolitische, diese beiden das ganze Werk Gotthelfs durchziehenden Tendenzen, empfangen von der Bestimmung des Menschen her ihre Tiefe und ihren Gehalt; aus solchen religiösen Urgründen heraus strömt auch die nie erlahmende Leidenschaft des Kampfes auf diesen beiden Gebieten. Hier finden sie ihre Verbindung: Er fragt nach der Seele des Menschen. Daß man nach ihrer Bestimmung nicht fragt, ist das eigentliche Grundübel der Zeit (IV, 16), und darum weiß man auch so wenig von der Verantwortung für den andern. Niemals aber begnügt sich Gotthelf auf irgendeinem Gebiete mit bloßer äußerlicher, organisatorischer Hilfe, und wie praktisch und sachlich auch seine Forderungen sein mögen, gerade im Schulwesen, so zielt doch alles auf das eine Zentrum hin, die Weckung der menschlichen Seele.

In der Kindererziehung gilt es namentlich drei Fehler zu vermeiden, d. h. Eltern, die wirklich erziehen, werden nicht in dieser Weise an den Kindern fehlen. Sie behandeln nämlich das Kind nicht als Spielzeug, wie das bei Jakobeli geschieht, sehen nicht im Kinde in törichter Selbstverliebtheit sich selber, hoffend, im Kinde endlich die ihnen gebührende Stellung in der Welt zu erlangen, wie das im «Kronprinzentum» Peterlis dargestellt wird. Zweitens aber werden dann auch Kinder nicht als bloße Werkzeuge mißbraucht, wie das bei Mias, aber auch bei Peterli nach der Geburt des jüngern Bruders geschieht. Gotthelf deckt hier auch einen Grund auf, warum sehr oft die Ablösung des Kindes vom Elternhaus so schroff und schmerzhaft vor sich geht. — Der dritte Fehler, namentlich grell dargestellt in dem Verhältnis der Wirtin auf der «Gnepfi» zu ihren Kindern, besteht im Verkennen der Tatsache, daß Kinder für die Eltern selber Erzieher sein sollen.

Gotthelf weiß, wie wichtig und entscheidend es ist, daß die junge Menschenseele frühe geweckt wird und in einem rechten Erzieher einen Halt findet; aber dann wird der Erwachsene hineingeworfen in eine niemals abbrechende Reihe von Kämpfen, in denen er selbsttätig um Heiligung zu ringen hat. Er bedarf da weiterhin des Beistandes von guten Menschen, wie dies namentlich Uli erfährt, der sich auch als Pächter auf den alten Meister, den

Bodenbauer verlassen darf. Immer gilt das Griechische »Wer nicht geschunden wird, wird nicht erzogen«. Das heißt auf Gotthelfisch: «Man muß nicht in Baumwolle einwickeln, was später nackt an die Winde des Lebens soll.» (XV, 153). Oder noch drastischer: «Wenn (Weißbrotkindlein, in Baumwolle eingewickelt) an den Bysluf des Lebens müssen, wie werden die den Pfnüsel kriegen, und mit ihren Pfnüselgesichtern jammern über den wüsten Bysluf, und jammern, wenn der Bysluf vorbei ist, über den Pfnüsel, der sie nicht verlassen will, bei der wärmsten Sonne nicht» (XVI, 183).

Denn der Mensch entwickelt sich nur in Arbeit, ja nötig sind sogar Not und Sorge. Es liegt kein Fehler in der Anlage der Welt, weil wir uns wehren müssen gegen Bedrängnisse und Versuchungen aller Art. In Anfechtungen und im Wiederaufstehen nach manchem Fall entwickeln sich erst die Kräfte, die den Wert des Menschen ausmachen. So wird er auf die Bahn der Heiligung hingeworfen.

Programmatisch ist eingangs von «Uli, dem Pächter» die Rede von dreierlei Kämpfen, die vom erwachsenen Menschen zu bestehen sind und die ihn schrittweis vorwärts treiben.

Zunächst muß er ringen um die zweite Seele. Es ist von Gott so geordnet, daß der Jüngling zum Manne reift im Suchen, Werben und Mühen um das ihm bestimmte Mädchen, aber so entwickelt sich auch die Jungfrau zur Sicherheit und Würde des Weibes im Finden des ihr geordneten Gatten.

Das nun stellt die beiden sofort auf ein zweites Feld der Bewährung und innern Weiterentwicklung. Die erste Liebe hat sich zu läutern im Kampf mit der Welt. Der Bestand der Ehe, des Hauses muß gesichert werden, ohne daß die beiden in Selbstsucht versinken. In den Auseinandersetzungen mit der Welt sollen sie ihre Liebe festigen und ihr Haus als Stätte des Friedens mitten in einer bedrohlichen und friedlosen Welt erbauen.

Aber recht bald, ja eigentlich immer schon, gilt es, auf einer dritten Front wachsam zu sein und sich da von dem gefährlichsten Feind nicht überlisten und überraschen zu lassen. Der höchste und schwerste Streit ist auszufechten mit dem eigenen Herzen: Es ist der Kampf zwischen Materie und Geist, zwischen dem alten und neuen Menschen in uns selber.

So wirft denn unser Dichter in unermüdlicher Schöpferlaune, in mutwilligem Eifer, im Zorn, aber auch in starker und leidenschaftlicher Liebe seine Menschen hinein in die herrliche und gefährliche Welt. Sie ist meistens gerade so herrlich und furchtbar, als es nötig ist, wenn sich das Chaos in der eigenen Brust ordnen und die Seele durch immer neue Übungen zur Entfaltung kommen soll. Die Not bringt Erfahrung und diese wiederum Läuterung. Das macht «das wahre Fuchsentum dieser Welt aus», das man freilich nicht mutwillig suchen, aber auch nicht feige scheuen soll. Es besteht eine Parallele zwischen Weltschöpfung, der kosmischen Teilung und Ordnung des wüsten Chaos und den notvollen Schmerzen und der Herrlichkeit der Menschwerdung. Solche Gedanken erwägt der alte Götti, der auf die Gnepfi fährt, um das

heruntergewirtschaftete Eisi mit dessen Kindern zu holen. Aber wie die Sonne vom Himmel her das Chaos zerteilt, so muß es auch im Menschen dämmern vom Himmel her. Zu dieser Sonne, die in des alten Göttis Herzen aufgegangen (VIII, 307), betet er denn, wenn er sein Käßlein abzieht; er ist kein Sonnenanbeter, wie Muschg (312) glauben machen will.

Um innere Entwicklung, um Erziehung im weitesten Sinne, die in allen Fällen mündet in Selbsterziehung, handelt es sich beinahe durchwegs bei den Gestalten, die sich aus der brodelnden Masse deutlich abheben. Gotthelf hat nicht neben anderm auch noch den Erziehungs- oder Entwicklungsroman geschrieben.

Wo der Held des Romans oder der Novelle nicht von früher Jugend an geschildert wird, da wird er doch vielfach in entscheidender Weise charakterisiert durch sein Verhalten zu Kindern und Hausgenossen, für die er Verantwortung trägt. Selten sind die Häuser mit einem einzigen Bublein — wie bei Jowägers, die spät heirateten — oder mit einer einzigen Tochter — wie im Pfarrhaus zu Gutmütigen; überall wimmelt es von Kindern, die die allgemeine Menschenschule durchlaufen, durchleiden müssen, und oft begegnen wir dem grausamen Kindertod. Da steht eigentlich nie der Einzelne, nie das Individuum am Anfang und für sich allein; die Familie ist das erste; sie ist kein bloßer Begriff, sondern die Wirklichkeit, die den Einzelnen hervorbringt, in ihren Kreis aufnimmt und trägt.

Mit unendlichem Behagen, mit Laune und Heiterkeit, mit überlegenem Verstehen wird in Brautwerbungsnovellen und in Hauptwerken das langsame oder plötzliche Aufleuchten der Liebe geschildert, die zur Ehe führt. Es geht nicht immer so trocken zu wie bei Hansli und Anne-Bäbi, das einfach «Mira!» sagt und Hansli damit bedeutet, «es syg ihm glych»; nicht immer so unproblematisch wie bei Barthlis Tochter, die erwägt, wenn sie ein Kind haben müßte, so sollte es eins sein von dem Knechtlein, von dem sie vom polternden Vater weg auf den Tanzboden gerissen wurde. — Michel macht dem Mädi von der Rosebabisegg, das er vom Kuttlenbad heimbegleitet, vor deren Schwester, seinem Knecht Sami und vor dem treuen Bären den Heiratsantrag: «Ich will es dir geradezu sagen: ich muß eine Frau haben, und du gefällst mir...» Da antwortete Mädi anständig und aufrichtig: «Du bist pressiert, das geht nicht halb so geschwind, als du meinst... Daneben will ich nicht sagen, daß ich nicht mannen wolle, für was ist man sonst da?...» Hinter dem, was bei manchen dieser jungen Leute bloß naturhaft erscheint, steckt ein im Metaphysischen, im Religiösen begründeter, überpersönlicher Zwang, und bei der Werbung und Gattenwahl geschieht in der Regel ein entscheidender Schritt in der innern Entwicklung beider Beteiligten. — Wenn aber einer wie Jakob auf seiner Schweizerreise so lange ein Esel bleibt, wie er von der resoluten Großmutter jenseits des Rheins als Esel entlassen wurde, und wenn er erst gegen das Ende hin so etwas wie ein Mann wird, dann muß er auch ledig wieder zur Großmutter heimkehren. Elsi, die seltsame Magd und Christen

finden sich erst im Tode vereinigt, wie auch über Söphie und dem Doktor Ruedi eine tiefe Tragik liegt, in der sich beide entsagend vollenden lassen.

Aber nur ausnahmsweise geht ein Buch bei Gotthelf damit zu Ende, daß zwei einander glücklich gefunden haben. Denn jetzt beginnen wiederum Probleme, in deren Darstellung er seine Meisterschaft ebenso bewährt, wie in den Fragen der eigentlichen Erziehung und Werbung. Auch da handelt es sich um ein Weiterwachsen, bestimmter noch um die Heiligung des Menschen. Wohl steht bei Uli z. B. der Kampf um den Bestand seiner Familie und seines Hauses gegenüber der Welt voran, und Gotthelf entläßt ihn aus solcher Frohn nicht, bis zuletzt. Wenn wir zunächst miterlebten, wie er ein guter Knecht wurde, so muß er nun auch lernen, ein guter Pächter zu werden, das ist nicht dasselbe (XI, 317). Aber gerade hier wird es auch deutlich, daß die wesentlichen Entscheidungen sogar für den Existenzkampf an der innern Front fallen, im Kampf zwischen dem alten und neuen Menschen. Rührend ist es aber, zu sehen, wie etwa im «Schuldenbauer» der geschundene und mißhandelte Mensch innerlich nicht verdirbt, sondern in aller Einfalt wächst und endlich mit seiner Frau den Ort in der Welt findet, dem er genügt — es scheint mir nicht richtig, den Schuldenbauer einfach als «Arbeitstier» zu charakterisieren! Ergreifend ist es, wie «Käthi, die Großmutter» bei aller Bedrängnis durch harte Menschen und in den Prüfungen durch Unwetter die Welt in frommer Einfalt meistert.

Freilich, wenn auch ihrer zwei sozusagen gleichberechtigt und mit ähnlichen Aussichten ihren Lebensweg antreten, so zeigt nun Gotthelf etwa an dem Beispiel Vrenelis und seiner Jugendfreundin, von der es als Patin für ein Kind gewonnen wurde, was dieselben zehn Jahre aus beiden machen können. Vreneli, des Pächters tüchtige und an Seele und Leib gesunde Frau kommt sich bei allem, was auch sie zu tragen hat, doch reich vor neben dem armütigen und überkindeten, von Sorgen früh gealterten Weibe des untüchtigen Knechtes; auch wenn es auf dem Heimweg erfahren muß, daß durch seines Mannes Schuld, einen üblen Kuhhandel, eine schwere Heimsuchung bevorsteht. Sie werden freilich aus solcher Züchtigung geläutert hervorgehen, weil Vreneli von Anfang an dazu die rechte Einstellung findet und Uli hilft, daß auch er zu echter Einsicht und zu Reue gelangt.

Aber zahlreich sind nun die Existenzen, deren Leben so beschwerlich nicht wäre, die aber auch äußerlich scheitern, ja gnadenlos verderben, weil sie den Kampf mit sich selber nicht führen und je länger desto meisterloser, dümmere und innerlich leerer wurden.

Zuweilen wird der Zerfall des innern Menschen, dem die äußere Katastrophe unweigerlich folgt, für den Leser durch grotesken Humor erträglicher gemacht, wie etwa beim sturmen Elisi auf der Glungge. Aber düster und schauerlich ist das Leben und das Ende mancher andern Gestalt, etwa der «Fünf Mädchen», des Knechtleins Benz in der Kalendergeschichte, einem Gegenstück zu Uli, der sich emporarbeitet.

Erschütternd ist es, wie sich in manchen Fällen alles ins Gemeine und Widerwärtige wendet. Es sei nur an eine einzige Szene aus dem «Geldstag» erinnert. Eisi, die Gnepfwirtin erwarb einst bei einer Steigerung einen Spiegel, und in seiner Rohheit hielt es diesen dem vergeldstagen Witfraueli noch einmal vor die Augen: «Wer sich jetzt noch gschauen will drin, der tue es, ... nachher ist er mein.» Damals ergriff das arme Weib den Spiegel mit glühenden Augen: «Nassi Auge gsehn ih, aber gottlob kes bös Gwüsse, vielleicht gseht du u angere de öppis meh as ih». — Eisi war damals betroffen. Aber jetzt, da es selber vom Spiegel lassen muß, erinnert es sich an das Unbehagen, das es damals empfand, und jene Frau mit den dunkeln Augen steht vor ihm «wie eine Verwünschung». Da es nun den Spiegel seiner Feindin in der gegenüberliegenden Pinte überantworten muß, will es jene Szene wiederholen; aber es hält den Blick ins Glas nicht aus und übergibt den Gegenstand, als ob ein Fluch daran hafte, der vorläufig siegreichen Konkurrentin: «Grad dir wird er geordnet gewesen sein, und besser as dir gönne ih ne niemmere. Aber lue de o dry, we si ne dir vrsteigere! Was meinst, was gseht du de ächt drin? ... Lue de, sinn dra, es Kalb ohni Grind oder süst neuis Uflats! Es isch e apartige, weisch es de.» (VIII, 267).

Je länger je mehr sieht Gotthelf die zeitgenössische Erscheinungsform des radikalen Bösen im weltanschaulichen und politischen Radikalismus seiner Jahre. In ihm gewahrt er das Neuheidentum, das alle Heiligtümer bedroht, Vaterland, Staat, Kirche, Schule, Familie. Gegen die Nassauer, Nidauer, Stämpflianer, Ochsenbein, Zeller, die Begründer des eidgenössischen Bundesstaates, gegen ihren geistigen Vater Hegel und die Neuhegelianer führt er einen immer heftigeren und maßloseren Kampf. Nichts, was aus der Teufelsküche des Radikalismus stammt, und wäre es die eidgenössische Post, ist vor seinen leidenschaftlich-gehässigen Angriffen gesichert. Das Bernervolk sieht er in seinem Innersten bedroht durch den «Zeitgeist», in dem sich phrasenhafte, oberflächliche Dreistigkeit und gewissenlose Lasterhaftigkeit verbunden haben.

Über das Bild des Menschen, der vom Radikalismus innerlich ausgehöhlt und radikal verdorben ist, aber auch über den Städter, der gewiß ebenso von Gotthelf verzeichnet wurde, darf ich hier hinweggehen. — Es fällt mir nicht ein, den Dichter für seine Ungerechtigkeiten und seine lieblosen, gehässigen Bosheiten entschuldigen zu wollen. Er ist auch in seinem Haß gewaltig und ganz. — Aber er ist nun eben so groß, daß er einer Entschuldigung und Rechtfertigung durch uns nicht bedarf.

Doch muß auch dies gesagt werden: Es kann einer gerade in seinem Unrecht und in maßloser Einseitigkeit hoch sogar über denen stehen, die aufs Nächste gesehen augenblicklich mehr Recht auf ihrer Seite haben. Der Staub jener Kampfzeiten hat sich gelegt, der Lärm ist verhallt. Es mag uns, den Enkeln und Urenkeln jener Radikalen und Konservativen, die wir in gleicher Weise dem damals in heftigen Kämpfen entstandenen Bundesstaate verbunden

sind und wissen, was wir ihm Großes zu verdanken haben, scheinen, als sei gerade damals alles weit besser herausgekommen, als die Menschen verdienten. Wenn wir auch nicht wünschen können, Gotthelf hätte äußerlich erreicht, was er begehrte, so entwuchs er doch unserm Urteil, und er bleibt in seiner leidenschaftlichen Sorge ein Mahner, daß wir über äußern sogenannten Fortschritten das Innere, den Menschen nicht vergessen; jenen Priestern gleich, von denen es im «Druiden» heißt: «Darum hatte man Priester, daß sie den Willen der Götter verkündeten und nicht dem Willen der Menschen sich beugten». (XVII, 213).

Doch die meisten Menschen, die Gotthelf an uns vorübergehen läßt, sind gehalten von einer Vorsehung, die selbst das Roheste, das verhehrend in uns aufbrechen kann, noch so wirken läßt, daß es zur Heilung ausschlagen muß. Es sind auch nicht etwa gefährliche Spieler, sondern tief gläubige Menschen, die gelegentlich getrost Eigennutz und Hochmut, Mißtrauen und Eifersucht als Kräfte bei den von ihnen geleiteten Menschen einsetzen und wirken lassen. Sie sind überzeugt, daß wider Willen und Absicht der dumpf und triebhaft Handelnden noch Gutes herauskommen kann. (III, 290): «Denn der gute Geist ist immer stärker als der böse, dieser ist nur des erstern Diener, der beständig das Böse will und doch beständig das Gute schafft», sagt der Pfarrer, der bei den Gytiwylern Geduld gelernt hat und sich des Wortes getröstet, bei Gott seien tausend Jahre wie ein Tag. (III, 299 f.).

Zwar entsetzt sich der Doktor Ruedi über die «Saunatur», die «verpfuschte Anlage» des Menschen; aber sein ebenso weiser wie frommer Onkel rät doch mit Erfolg, die Spannung zwischen Anne-Bäbi und Mädi zu nutzen, um die in Trübsinn versunkene Frau wieder aus der Apathie zurückzurufen. (VI, 278). Ja, er ist sogar überzeugt, es würde armselig aussehen auf Erden, wenn man alles wegtun wollte, was Geiz, Neid, Eifersucht usw. wirkten.

So zeigen solche Guten beim Verstand auch jenen großen, nur dem Glauben eigenen Mut und Humor, der zur Erkenntnis gelangt ist, daß die Menschen nicht so gut sind, als sie sich vornehmen, aber auch nicht so schlecht sein können, als sie es gerne möchten. (V, 362). Ein «juste milieu» in uns bricht meistens allen Radikalitäten die Spitze ab. Eine solche Justemilieunerin ist Anne-Bäbi, wohl wunderlich, aber nicht böse, «u we me Geduld heyg, so machs nüt». (V, 412). Wie vernagelt und vernünftigen Gründen unzugänglich diese Menschen vielfach sind, so öffnen sie sich doch am Ende noch einem treuherzigen Worte. (XII, 381).

Offensichtlich zeichnet Gotthelf unter den männlichen Gestalten äußerst selten einen wirklich reinen Helden. Freilich gibt es Prachtmänner wie den Bodenbauer im «Uli» und den Ankenbenz im «Zeitgeist». Aber wie groß auch die Liebe ihres geistigen Vaters zu manchem «Helden» in seinem Werke ist, so sind es doch nicht durchwegs sympatische Menschen. Nur unter Mühe und mit Hilfe treuer Freunde, auf beschämenden Umwegen ringen sie sich aus offensichtlicher Beschränkung empor, die freilich mit Gedrücktheit und Not

erklärt werden mag. Sie sind engherzig und roh; sie begehen ärgerliche Torheiten; sie betrügen aus kleinlicher Habsucht, sie lumpen, saufen, prügeln und treiben sich mit zweifelhaftem Volk herum, bis sie nach und nach, lange nur halbwegs, durch Schaden zunächst, aber dann durch Reue zur Umkehr kommen. Wie ist doch Käthis Sohn lange Zeit ein schwächlicher Höseler und Spekulant! Wie rührend dabei die Sorge seiner wackern Mutter, die ihn beschwört, «der tusiggottwille» zu allem übrigen nicht noch freisinnig zu werden!

Aber dieser schwankende Geselle wird wie so viele andere in Trägheit, Roheit und Eigensinn doch noch vor dem endgültigen Sturz bewahrt, nicht durch die Mutter, aber doch durch eine Frau.

Ricarda Huch gab Gotthelf in einem schönen Vortrag den Ehrennamen des «wahren Frauenlob».

Gottfried Keller nennt dies einmal «die lieblichste der Dichtersünden»:

«Süße Frauenbilder zu erfinden,
Wie die bittre Erde sie nicht hegt.»

Dem Berner aber genügt es gerade dort, wo er seine feinsten und frömmsten, seine starken und bis ins Mark gesunden und liebenswerten Frauen darstellt, dem Möglichen im Mädchen und dem Möglichen in der Frau und Mutter Ausdruck zu verschaffen. Sie sind keine Engel, keine Heiligen, und wenn etwa ein bis über die Ohren verliebter Bursche Angst hat, sein Meitschi könnte Fecken kriegen und ihm davonfliegen, so weiß der Leser, daß gerade sie es sein wird, die ihn noch fest auf den Boden stellen wird.

Dabei sind sie alle überaus verschieden geartet: Mädeli in natürlicher und frommer Einfachheit: das Erdbeeri-Mareili, das seine Tochter sein könnte, in welcher ein geheimnisvoller mystischer Zug zur Entfaltung kam; dann Vreneli in frischer und herzhafter Kraft; Anne Mareili in stolzer Scheu und im Zittern darum, daß Resli das erlösende Vertrauen aufbringe; Meieli in seiner Demut und Dankbarkeit; Söphie, geistreich und witzig, aber immer hinter kultivierter Schalkhaftigkeit keusch seine Innigkeit verbergend; und dann neben so vielen Mädchen, die strahlen «wie die Morgensonne», so manche mütterliche Bäuerin, als das Herz und die erhaltende Mitte des Hauses! Daß wir aber über diesen Heitern und Glücklichen die rührende und wackere Großmutter Käthi nicht vergessen!

An solchen Menschen wird deutlich, was Gotthelf unter Bildung versteht. Mehr und mehr läßt er sie in Gegensatz treten zur «Halbschoppen- und Speisewirtschaftsbildung». Mit Emanzipation hat sie nichts zu schaffen, im Gegenteil! Sie wird erworben durch selbstverständliches und tapferes Hineinstehen in einen natürlichen Lebenskreis, vor allem in die Familie, dann durch Entsagung, ja durch geduldiges Kreuztragen. Ist Bildung ein Wissen und ein Können, dann eben erweisen sie sich als Segen für Haus und Gemeinde. Die am tiefsten Gebildeten aber tragen immer in Geduld und Liebe eine Last — für andere.

Bildung erweist das Erdbeeri-Mareili seinem Stande gemäß zunächst bloß in der Behandlung seiner köstlichen Früchte, aber diese Behutsamkeit läßt es zur Freundin des von ihm so hoch verehrten Fräuleins werden, und was es in dieser vornehmen Umgebung sich aneignet, bleibt nicht äußerlich, es ist immer Äußerung von Güte und Reinheit des Herzens.

Alle sind zwar «von unten» (VIII, 34 f.), «als Heiden geboren» (183). Die Gediegensten vergessen es nie und bewahren so ihre Demut. Sie können darum gegen andere gerecht sein, weil sie nicht vergessen, wie wild und leichtsinnig sie selber einst gewesen. Aber Erfahrungen im Haus, mit der Welt, ja vor allem ihre eigenen Kinder sind für sie die «eigentlichen Bildungsmittel» geworden (Geldstag). Namentlich die Frauen handeln nicht nach Grundsätzen, ja, nicht selten erfrischen sie durch Widerspruchsgeist, der die schwerfälligeren Männer schier zur Verzweiflung bringen kann und der sie oberflächlich erscheinen läßt.* Nicht nur für Söphie ist das «Pflicht, wozu das Herz ihns treibt». (VI, 371); die «Natur» steht nicht grundsätzlich im Gegensatz zu ihr. Es ist das christlich gebildete Herz, das die Natur veredelt (XIII, 510).

Der Vikari bedauert freilich, daß gerade Söphie nicht gebildeter sei. Seine eigene Bildung besteht freilich bloß aus einem bißchen Griechisch und Hebräisch und einer ordentlich verdrehten Dogmatik, zuzüglich dem Glauben an einen religiösen Aarwangerbalsam, der, immer gleicherweise angewendet, für alle Fälle einen Bußkrampf garantiert und damit auch zum Empfang der seligmachenden Gnade zubereiten soll. (VI, 196). — Aber wir können darüber kurz hinweggehen, wie uns aus anderm Grunde — nämlich ganz einfach darum, weil Gotthelf ungerecht verallgemeinert — die dummen Städter und die klavierspielenden, brodierenden und welsch parlierenden Damen im Gurnigelbad, im Weißenburgbad, in Landstädtchen oder in Bern selber nicht sonderlich zu fesseln vermögen.

Eine andere Kategorie von Gestalten muß kurz erwähnt werden. Es sind die irgendwie dämonisch wirkenden Personen: Die romantische Figur des Soldaten Bonjour, des kleinen Napoleon; der rauhe, grimmige und einsam gewordene Wehrdi; der menschenverachtende Hagelhans, der nichts so sehr scheut, als gut zu scheinen, ob er auch als deus ex machina der Geschichte von Uli und Vreneli nach so vielen Gewittern den tröstlichen und heitern Abschluß gibt. Gerne verweise ich gerade in solchen Punkten auf das schöne Gotthelfbuch von Muschg.

Auch der Doktor Ruedi, vielleicht sogar der Herr von Stierengrind, ja sogar der Brandenburger im «Jakob», der allerdings verchristlicht ist, weisen

* Wie Albert Bitzius schon als Vikar selber den Widerspruchsgeist zu nutzen verstand, zeigt die Predigt über den Schulhausbau in Utzenstorf vom 4. Februar 1821 (III, 270 ff); aber auch der Studentenbrief aus Göttingen vom 11. Febr. 22, in dem er rät, wie man die Spannung zwischen seinem Vater und dem Vikar Brugger beseitigen könnte: «Hilft etwas Brugger bei Papa heben, so ist es dieses, der Geist des Widerpruchs, gehörig angeschlagen, kann mit gutem Erfolg bei Papa benutzt werden».

derartige Züge auf. Ihre Lebenserfahrungen scheinen ihnen Grund gegeben zu haben zu Menschenverachtung; dennoch haben sie ihr Herz bewahrt. In übermäßigem Schmerz und in Enttäuschung haben sie nicht die Kraft aufgebracht, Tür und Tor eines reichen Gemütes für die Welt offen zu lassen. Will aber die Welt immer gut scheinen, ohne es zu sein, so gefällt es ihnen nun, der Welt ein rauhes Äußeres zu zeigen auf beinahe dämonische Weise, sie als rechte Fürchtemacher zu narren, um doch im rechten Augenblick den Geplagten und Bedrückten rettend zur Seite zu stehen.

In diesen romantischen Gestalten bricht schließlich eine Schicht in Gotthelf selber hervor, desselben Gotthelf, der auch den andern Menschenbildern in der von ihm geschaffenen Welt ihr eigentümliches und immer wieder anderes Leben gab.

Doch möchte ich meine skizzenhaften Bemerkungen über das Menschenbild bei Gotthelf nicht beschließen mit dem Hinweis auf diese überdurchschnittlich Genialen, die z. T. im Gutwerden und Gutsein noch unversöhnt geblieben sind. Denn das eigentliche Charisma des Berners erglänzt vor allem dort, wo im Alltäglichen, im Demütigen und Geringen, im Unscheinbaren, das die Welt so leicht übersieht, das Wunderbare aufleuchtet. Er bekennt sich dabei sogar ohne Wimperzucken zum hausbackenen Vernünftigkeitsein. Uli war lange ein heillos dummer Spekulant, bis er sich überlegte, daß Vreneli «fleißig, geschickt, huslig in allen Teilen und doch gut gegen die Armen» sei. (IV, 323). Wenn er nachher doch den Verstand noch nicht hat, obschon er es gut meint, dann sagt die einfache Base: «Wer ihn halt nicht habe, dem müsse man ihn machen». (XI, 88). «Im Gutsein muß Verstand sein, sonst artet dasselbe übel aus; es gibt keine Tugend, welche ohne Bedacht und Verstand sich nicht zum Laster gestaltet», heißt es im «Käthi». (X, 191). — Aber selbst wo solcher Verstand durchaus fehlt, da ist es immer noch positiv zu werten, was Hansli Jowäger freundlich von seinem eigeligen Anne-Bäbi bezeugt: daß es «gut sei, ghuset habe und es dernäbe noch gut gemeint.» (VI, 221).

Einem Weiblein wie dem alten Käthi gilt das Wort: «Mit Ehren durch die Welt kommen und niemand zu plagen, das ist ein gar schöner Spruch, und der hat einen goldenen Klang.» (X, 185).

Bescheiden würde sich zwar Käthi vor den Mannen auf die Seite stellen, die durchs Leben schreiten «ehrenfest und sonder Wanken, wie der Wagen, der am Himmel fährt, ohne Halt, ohne Umleeren.» (VII, 343). Es sind rechte Tröster und Schutzgeister, ob sie auch so niemals in Fleisch und Blut verkörpert auf unserm Boden herumgegangen sind und bloß vom Kopf und Herzen des Dichters ihren Weg ins Buch gefunden haben, die recht tun «ohne Märten und ohne Beugen» und die «den Wahn aufgegeben haben, daß man weiser als Gott» sein sollte. (VII, 338 f.).

Gelegentlich lesen wir im «Zeitgeist» (313): «Wer in allen Lagen der gleiche bleibt, die gleiche Ruhe, das gleiche Selbstbewußtsein bewahrt, das

Herz am gleichen Fleck behält, den Kopf auf gleiche Weise, gleich hoch und doch gleich einfach trägt, den hielte ich für den besten Mann.»

Aber seltsam! Seine Liebe gilt nicht nur den Besten. Er hält aus in Verantwortung und Güte namentlich gegen Gedrückte, sich mühsam Emporringende, ärgerlich Strauchelnde, auf Umwegen sich dem Ziele Nähernde. Er kennt die Menschen. Wenn er darüber erschrecken will, so hält er dem Entsetzen stand und blickt tiefer in sie hinein, bis dorthin, wo er erkennt, daß der arme Mensch festgehalten wird von einer unbegreiflichen Treue. Aber das ist die Treue, von der er glaubt, daß sie auch ihn trägt.

Damit kehren wir zurück zum Ausgang: Menschenerkenntnis ist Selbsterkenntnis, und diese wiederum ist unlöslich verbunden — das ist Gotthelfs Überzeugung — mit Gotteserkenntnis.